Der
Engel Gabriel
und die
Gebrüder Schlegel
nebst
einem Durchfluge Gabriels
von
Jena über Halle und Wittenberg nach
Berlin.

Gabriellopolis,
1799.

Einleitung.

Der Verfasser wird am Ohr gezupft und zu einer Retraktation genöthiget.

Nie befand sich wol ein Autor in einer unangenehmern Lage, als sich der Verfasser dieser Erscheinungen in dem gegenwärtigen Augenblicke befindet. Der geneigte Leser wird, sobald er nur die vorstehende Ueberschrift gemerkt, oder noch einmal überlesen hat, sogleich der Meynung seyn, daß unter dieser unangenehmen Lage keine andere zu verstehen sey, als die des Am-Ohre-Gezupft-Werdens — und wir müssen gestehen, daß er sich hierin nicht geirrt habe. Indeß

war uns nicht sowol die Operation selbst, da sie von sehr geschickten Händen unternommen ward, als vielmehr die Ursache derselben schmerzhaft, und wenn wir hier über eine Läsion unsers Ohres klagen, so geschieht es nicht so wohl in physischer, als vielmehr in moralischer Hinsicht. Doch — wir müssen uns näher hierüber erklären.

In dem ersten Theile dieser Erscheinungen wird S. 6. geradezu behauptet: daß Gabriel vor der Offenbarung, die Johann Gottlieb Fichte, dem Candidaten, Gelehrten, Professor und Atheisten geschah, sich zwölf Jahrhunderte hindurch nicht auf Erden habe erblicken lassen, und daß zwischen Mohammed und Johann Gottlieb Fichte beynah ein eben so großes Interim Statt finde, als zwischen dem Sündenfalle Adams und dem zu starken Weingenuß des Patriarchen Noah. Zugleich werden dort auch die Meynungen derjenigen Gelehrten und Kritiker, welche die fort-

fortdauernde Einwirkung und Erscheinung des Erzengels behaupten, bestritten, und als irrig und der Geschichte widersprechend geradezu verworfen. Der Verfasser war so fest von der Richtigkeit seiner Behauptungen überzeugt, als ob sie ihm der Engel Gabriel selbst eingegeben hätte. Die Leser und Recensenten dieser Schrift hielten Alles für eben so wahr und untrüglich, als der Verfasser selbst, ja vielleicht für noch wahrer und untrüglicher als er — welches gewiß ein höchst seltener Fall ist, da das Gegentheil so oft Statt findet. Mehrere derselben versicherten ihm (ob sie gleich nichts weniger glaubten, als daß sie dies dem Verfasser in's Gesicht sagten), daß in dem ganzen Buche durchaus die reinste Wahrheit sey, und daß sie dem unbekannten Verfasser desselben ihren vollkommensten Beyfall schenkten.

Aber so glücklich war, leider, der Autor nicht bey dem erlauchten Himmels-Premier-

Minister, an dessen Gunst ihm doch am meisten gelegen ist, wie man aus folgender Erzählung das Mehrere ersehen wird.

Nie werde ich den Tag vergessen, an welchem ich von dem erhabenen Gabriel einer langen Unterredung und des schon vorhin erwähnten Ohrenzupfens gewürdiget wurde! Eben als der Druck des ersten Theils vollendet, und ich damit beschäftiget war, dem Erzengel ein Dedications-Pracht-Exemplar in aller Demuth zu überreichen, stand dieser schon in sichtbarer, hörbarer und fühlbarer Gestalt vor mir. Da die Erzengel, wie wir schon bemerkt haben, zwar keine Allwissenheit, aber doch eine große Vielwissenheit besitzen, so hatte er, vermöge derselben, alle Anstalten zur Herausgabe erfahren, war unbemerkt in der Druckerey gewesen, wo er die Aushängebogen perlustrirte, und kam nun zu mir, um mich theils über einige Punkte zur Rede

zu stellen, theils mit mir die obgedachte Operation vorzunehmen.

Wie gesagt, ich war eben im Begriffe, das Dedications-Exemplar an die himmlische Behörde abgehen zu lassen, und schrieb an den letzten Worten der Addresse, als ich auf einmal ein so gewaltiges Zupfen am rechten Ohrlappen verspürte, daß ich mit einem lauten Schrey zurückfuhr, um mich nicht nur dem unangenehmen Zupfer zu entziehen, sondern auch, um den Urheber dieses albernen Spaßes (wofür ich es in diesem Augenblicke hielt) für seine Petulanz zu züchtigen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in der Person des Ohrzupfers den — die Leser wissen schon wen — erblickte. Ja, es war niemand anders, der mich beym Ohr zupfte, als der Engel Gabriel. Ich hatte noch so viel Besonnenheit, daß ich ihm auf der Stelle ein tiefes, tiefes Compliment machte, und eine Menge: „O, ich bitte um Verzei-

hung!" herausstotterte. Dies kam dem Engel etwas lächerlich vor, und er hub an:

Gabriel. Nun das ist doch wirklich komisch, daß Du wegen des erhaltenen Ohrzupf's um Verzeihung bittest!

Ich. Ach, großer und erlauchter Gabriel, es geschieht nicht sowol des Ohrzupfs wegen, den Du mir zu geben die Gnade hattest, als vielmehr wegen der Freyheit, die ich mir herausnehmen wollte, Deinen allerheiligsten Körper zu schlagen, weil ich Dich, den himmlischen Ohrzupfer, für einen gemeinen Menschen hielt! Wegen dieses Attentats auf Deine angelische Person bitte ich hunderttausendmal um Vergebung!

Gabriel. Hat nichts zu sagen. Aber Du hast einer andern Sache wegen mich und das Publikum um Verzeihung zu bitten; und deshalb gab ich Dir dies kleine Nota bene.

Ich. Laß hören, mein Gebieter! Ich danke für Deine gnädige Erinnerung. Fehl-

te ich, so bin ich zu jeder Genugthuung bereit.

Gabriel. Durch die Behauptung: daß ich, seit Mohammed's Zeiten weiter keinem Menschen, als nur dem Johann Gottlieb Fichte, erschienen sey, hast Du Dich einer großen Unwahrheit schuldig gemacht. Ich versichere Dir hierdurch, auf mein angelisches Ehrenwort, daß ich, zu allen Zeiten, und bey allen ausserordentlichen und merkwürdigen Gelegenheiten, auf Erden wirksam war, obgleich nicht immer sichtbar. Besonders hatte ich in den letzten Decennien und Lustren des zu Ende gehenden Jahrhunderts eine Menge Auserkohrner, die meiner besondern Leitung und nähern Offenbarung gewürdiget wurden.

Ich. Großer Gabriel, was Du da sagst!

Gabriel. Du hast mir durch Dein Absprechen großen Schaden gethan; denn oh-

nedies nimmt der Glaube an meine Einwirkungen immermehr ab. Ich traute Dir so viel Einsicht zu, daß Du keine so groben Unrichtigkeiten in Deine Erscheinungen bringen würdest. Hätte ich das gewußt, so hätte ich sie Dir auch in die Feder diktirt, wie dem Gottlieb. Ich hoffte aber einmal dieses lästigen Geschäftes bey Dir überhoben zu seyn. Doch — nun da es einmal geschehen ist, mußt Du den Schaden wieder so gut zu repariren suchen, als es möglich ist.

Ich. Rede, Herr, was ich thun soll!

Gabriel. Du mußt eine Retraktation schreiben, mußt jene Angabe als einen groben Irrthum widerrufen, den ganzen Hergang der Sache aufrichtig und der Wahrheit gemäß erzählen, und dann durch eine neue Erscheinung, wozu ich Dir hiemit die Data und Materialien an die Hand geben will, meine wirksame Gegenwart auf Erden ausser Zweifel setzen. Willst Du das?

Ich.

Ich. Wie sollte ich nicht wollen! Dein Wille ist mein Gesetz. Und er ist so leicht zu erfüllen, da Du mir Deinen Beystand dabey nicht entziehen willst!

Gabriel. Nun so leb' dann wohl, bis auf baldiges Wiedersehen!

Die geneigten Leser sehen nun wohl, warum diese Einleitung geschrieben wurde. Warum der Verfasser im Eingange von „einer unangenehmen Lage" redete, ist ihnen auch einleuchtend, weil sie von selbst einsehen werden, daß das Geständniß; daß etwas unrichtig und falsch sey, einem Schriftsteller eben so schwer und sauer werden müsse, als einem gewissen Professor in Jena das Lateinlernen. Indeß der Wahrheit muß die Ehre gegeben, und den Befehlen des Erzengels strenge Folge geleistet werden.

Und somit widerrufen wir denn hiermit feyerlichst, daß Gabriel in seinen Erscheinungen auf unserer sublunarischen Welt eine Pause von beynah zwölf Jahrhunderten gemacht habe, restituiren alle diejenigen, deren Behauptungen wir im ersten Theile für falsch ausgegeben haben, vollkommen und ohne allen Vorbehalt, wie auch solemnissime in integrum, und setzen endlich, durch die gegenwärtige hiermit eingeleitete Fortsetzung, die Erscheinungen und Einwirkungen des Engels Gabriel, ausser allen Zweifel. Welchen Einfluß der Erzengel bey der Abfassung derselben auf uns, den Verfasser, gehabt habe, wissen die Leser ebenfalls aus den vorstehenden selbsteignen Aeusserungen des Engels. Wir haben also jetzt weiter nichts hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß man den Engel günstig aufnehmen möge. Doch Gabriel wird schon selbst dafür sorgen, daß es geschehe!

Die
Erscheinungen des Engels Gabriel.
Zweyter Theil.

A. Der Engel Gabriel und die Gebrüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel in Jena und Berlin.

In Fragmenten.

Vorerinnerung.

Es wäre eine große Versündigung gegen das große Brüder-Paar, das uns gnädig seyn wolle, und gegen den Erzengel Gabriel, der uns nie verlassen möge, wenn man annehmen wollte, daß sich unter unsern Lesern Leute befänden, zu deren Ohren der unsterbliche Name und Ruhm der großen Zwillingsgeister und Gebrüder August

gust Wilhelm und Friedrich Schlegel in Jena und Berlin, noch nicht gedrungen wäre. Wir können uns auch nicht einmal die Möglichkeit dieses Gedankens denken. Denn vom Aufgang bis zum Niedergang, vom Nordpol bis zum Südpol, und noch drüber hinaus, erschallet ihr großer Name und der Ruf ihrer herrlichen Thaten. „Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um, bis wieder an dasselbe Ende, und bleibet nichts vor ihrer Hitze verborgen." Der Kamschadale und Eskimo kennt ihre Namen, und der Feuerländer und Bewohner der Pelew-Inseln weiß von ihrer Glorie zu singen. Wer wollte es also wagen, die Leser auf dieses grosse Leuchtgestirn am literarischen Himmel erst aufmerksam machen zu wollen? Es ist von jedem derselben genug, mit Vater Horatius zu sagen:

Digito quiritum monstrarier et dicier:
Hic est!

Weit gefehlt also, daß wir hier etwas der Art, als eine Art von Introduktion unternehmen

woll-

wollten! Die Absicht dieser Vorerinnerung ist einzig und allein, einer kleinen, obwol liebenswürdigen Bizarrerie des Engels Gabriel zu gedenken. Sie betrifft den Taufnamen des ältesten unserer Athleten. Die Leser wissen vermuthlich alle, daß er August Wilhelm heiße, und wir können ihnen die authenthische Versicherung geben, daß dieser und kein anderer Name in dem Buche des Lebens (vulgo das Kirchenbuch genannt) zu Hannover, sub dato den 8. September 1767 (an welchem unser Held das Licht dieser Welt erblickte, und Tags darauf (den 9. Septb.) von seinen Eltern, nach christlichem Gebrauch, zur heiligen Taufe gebracht wurde) eingetragen stehet. Auch ist derselbe Name dem Buche des Lebens, welches der Erlanger Küster führet (vulgo das gelehrte Teutschland), einverleibt, so daß also auch hier nicht die fatalen Punkte . . . (das crux der Literatoren) stehen. Gleichwol nannte ihn Gabriel niemals weder Wilhelm noch August, noch Gustel (oder Justel) — sondern, ganz wider alle Etymologie und Analogie: Hänschen.

Wir wissen auch schlechterdings nicht einen einzigen Grund, für diese sonderbare Abweichung von dem gewöhnlichen Redegebrauche des Schlegel'schen Hauses, anzugeben. Es ließen sich zwar eine Menge Conjekturen hierbey anbringen; allein wozu sollten sie frommen, da sie am Ende doch zu keinem erfreulichen Resultate führen würden? Kurz und gut also: Gabriel nannte unsern August Wilhelm niemals anders als Hänschen, wenn er mit ihm zufrieden war, und Hans, wenn er sich, durch irgend einen dummen Streich, welches dann und wann zu geschehen pflegte, sein Mißfallen zugezogen hatte.

Eben so wenig mögen wir unsere Leser mit den mancherley Vermuthungen über die Gründe behelligen, aus welchen die Wahl des Erzengels eben auf diese beyden Brüder gefallen sey. Wir haben schon mehrmals bemerkt, daß Gabriels unsterblicher Geschmack nicht der Geschmack sterblicher Menschen sey, daß er aber eben deswegen den Vorzug vor allen Geschmäcken (man verzeihe mir diesen Pluralis!) verdiene.

diene. Indeß können wir doch die Vermuthung Einiger nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie glauben nämlich: Die Gebrüder Schlegel hätten, nach Gabriel's Absicht, die Vorläufer (Prodromen) und Herolde (Präconen) von Johann Gottlieb Fichte, und für ihn eben das seyn sollen, was Johannes der Täufer für unsern Herrn war.

Was das Erste, den Vorläufer, betrifft, so müssen wir widersprechen, weil sich aus der Geschichte klar ergiebt, daß sie dem großen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts nicht sowol vor- als vielmehr nachgelaufen sind, so daß also Fichte eher der Vorläufer der Gebrüder Schlegel genannt werden müßte; so wie diese hingegen den Namen der Nachläufer verdienten. Das Zweyte hingegen, der Herold, scheint mehr für sich zu haben. Wir selbst haben schon im 1. Th. S. 108. in der Note etwas hierüber bemerkt: „wir wissen, heißt es dort, uns den Umstand, daß die Gebrüder Schlegel dasselbe sagen (nämlich das Motto zum 3ten Akt) nicht anders zu erklären, als

daß wir annehmen, daß sie ebenfalls einer nähern Offenbarung gewürdiget wurden! Hieraus wird ersichtlich, daß zwischen beyden Erscheinungen allerdings einiger Zusammenhang Statt finde.

Daß aber gleichwohl hier keine wörtliche Inspiration anzunehmen sey, wie es doch den Anschein hat, werden wir in einem der folgenden Fragmente in ein helleres Licht zu setzen suchen. Vor der Hand bitten wir nur die Leser, diesen Umstand nicht weiter zu urgiren, oder über die Gebühr auszudehnen. Am Ende wird sich doch alles finden.

Erstes Fragment.

Argumentum materiae.

Gabriel macht den Präceptor. Hans und Fritz Schlegel lernen griechische Vocabeln und Redensarten. Hans bekommt Fingerknipschen und schreyt. Fritz lernt seine Lection ohne Anstoß, wird gelobt, und macht Vorbereitungen zu einer Geschichte der Griechen und Römer in Fragmenten.

Handelnde Personen:

Der Engel Gabriel, Hans und Fritz.

(Gabriel tritt in sichtbarer Gestalt in das Zimmer, worin die beyden Knaben sich befinden. Hans sitzt am Tische, hat ein Buch in der Hand, und zerbeißt sich die Nägel. Fritz springt im Zimmer herum und fängt Fliegen.)

Gabriel.

Wie steht's, Bursche? Könnt Ihr Eure Lektion?

Fritz. O ja, ich hab' sie schon lange gekonnt. Ich habe auch zwölf Fliegen gefangen, und auch eine recht große Sumsfliege.

Gabriel. Mit Deinen Fliegen! Aber wie sieht's denn mit Dir aus, Hänschen? Du bist ja gar traurig? Kannst's gewiß noch nicht?

Hans. Nein — Ja — es wird schon gehen.

Gabriel. Gesteh' mir's lieber aufrichtig! Es ist immer Dein Fehler gewesen, daß Du Dir mehr zutrauest, als Du vermagst. Denn wann Du's nicht kannst — so —

Hans. Ach ja, ich kann's.

Gabriel. Nun wir wollen sehen. Ich will einmal da bey unserm Fritz anfangen. Sag' mir: was ist αϑηναιον?

Fritz. Ein adjectivum dreyer Endungen αϑηναιος, αϑηναια, αϑηναιον.

Gabriel. Recht! und was heißt es?

Fritz. Was von, aus oder zu Athen gehört, Athenisch.

Gabriel. Was war Athen?

Fritz. Αϑηναι, ων, war eine berühmte Stadt in Griechenland, wo die Weisheit zu Hause war.

Gabriel. Wenn Du nun aber blos das Wort: Ἀθηναῖον, Athenaeum, findest, was wird darunter verstanden?

Fritz. Ein Tempel oder sonst etwas der Athene oder Minerva Geheiligtes.

Gabriel. Du hast richtig gemerkt. Aber sage mir einmal, wer war denn diese Athene oder Minerva?

Fritz. Eine berühmte Buhlerin zu Athen.

Gabriel. Wozu Du doch die gute Minerva machst! Nicht doch Fritz! Du darfst die Atene (die Gierige, Unersättliche) nicht mit der Athene verwechseln. Die Göttin wird, leider von Manchem wie eine Buhlerin behandelt — aber das sollte nicht so seyn. Nicht doch, die Athene, oder Minerva, war die Göttin der Weisheit und die Schutzgöttin von Athen. Was war sie?

Fritz. Die Göttin der Weisheit und die Schutzgöttin von Athen.

Gabriel. Nun Hänschen, sag' Deine Vocabeln her. Wie hat Μουσα im genitivo?

Hans. Μουσαι.

Gabriel. Warum nicht gar! Es ist ja kein lateinisches, sondern ein grichisches Wort. Besinne Dich! Es geht bald so wie Μωρια.

Hans. Μουσων.

Gabriel. Ich will aber den singularis wissen.

Hans. Μουσου.

Gabriel. Hans! Hans! Fritz, wie heißt es?

Fritz. Μουσης, Ach, das weiß ich gar gut!

Gabriel. Stolz brauchst Du eben nicht darauf zu thun, denn es ist kinderleicht. Weiter, Hänschen, was heißt Μουσοπατακτος?

Hans. Μουσοπατακτος? Μουσοπατακτος?

Gabriel. Ja, Ja!

Hans. Ein Musen — — — ein Musen — — —

Gabriel. Was heißt es? Fritz?

Fritz. Ja, das weiß ich wirklich auch nicht.

Ga=

Gabriel. Hans! Ich hatte Dir's ja aufgegeben!

Hans. Ja, es war aber so schwer.

Gabriel. Das wußte ich nicht. Nun merkt's Euch, es heißt: einer der den Musen-Koller hat.

Hans. Der den Musen-Koller hat.

Gabriel. Was heißt Μουσοω?

Hans. Μουσοω, ω, ωμαι, μουσησω, μουσιφι, μουσ — —

Gabriel. (einfallend) Was das für Zeug ist! Junge bist Du toll? Ich will wissen, was es heißt, was es bedeutet?

Hans. Ach — ich hab's wieder vergessen.

Gabriel. (nimmt ein Linial und schlägt ihn damit dreymal auf die Finger) Warte ich will Dich aufmerksamer machen! Du dummer, fauler Hans!

Hans. (schreyt) Ah — Ah — — ich will's ja lernen, ich will's ja künftig lernen!

Gabriel. Fritz, was heißt das Wort?

Fritz. Etwas musisch machen.

Gabriel. So steht's freylich im Lexico. Aber was heißt es nun wol, was ist der Sinn davon?

Fritz. Eine zur Muse machen, wie eine Muse behandeln.

Gabriel. Warum nicht gar! Lieber Fritz, brauche dieses Wort künftig in deinen Schriften lieber ganz ohne Erklärung: Musisch machen. Wer's nicht versteht — nun gut, der versteht's nicht. Nach Deiner Erklärung versteht man's ja noch viel weniger.

Fritz. Sieh, Herr Gabriel, hier hab' ich auch einen Aufsatz gemacht.

Gabriel. Einen Aufsatz? Einen Aufsatz? Ey, laß doch einmal sehen!

Fritz. Ja er ist recht sehr hübsch.

Gabriel. Keine Selbstrezension im voraus, lieber Fritz! Gieb doch nur her. Potz tausend! Das ist ja etwas Extrafeines: „Die Geschichte der Griechen und Römer in Fragmenten." Da bin ich doch wirklich begierig zu wissen, wie Du das gemacht hast.

(Gabriel liest.)

„Die

„Die Griechen waren eine große Nation;
„eine sehr große Nation waren die Griechen.
„Die Römer auch.
„Es war alle Größe und jeder Vorzug in den Griechen vereiniget."

„Die Römer besaßen auch sehr große Vorzüge." u. s. w.

(Gabriel lächelt.)

Ey die Griechen und Römer sind ja erstaunlich groß! Schade nur, daß Du uns von dem wie und warum nichts gesagt hast. Doch Du hast einmal einen guten Anfang gemacht, und wirst künftig, wenn ich Dir noch einige philosophische Redensarten beygebracht haben werde, in diesem Fache sehr viel leisten. Genug für heute. Mit Dir, Fritz, bin ich heute wohl zufrieden. Aber Du, Hans, hast Dich schlecht exhibiret. Daß Dir das Griechische so schwer ankommt! Ich verzweifele fast daran, daß Du es je erlernen werdest. Geschieht es nicht, da du noch jung bist, so geschieht es nie. Denn merke Dir's, mein Sohn, „was Hänschen nicht lernt, das lernt, das lernt Hans nimmermehr!"

Zweytes Fragment.

Argumentum materiae.

Fragment eines Dialogs zwischen Gabriel und Hänschen, den Dichter Gottfried August Bürger betreffend.

Hans.

Ein großer Theil des Publikums, das meine ehemaligen Verhältnisse mit Bürger kannte, wird sich aber doch darüber wundern, daß ich seine Parthey so ganz verlasse, und dagegen mit seinem Erzfeinde Friedrich Schiller gemeinschaftliche Sache mache.

Gabriel. Laß sie sich wundern! Ich sehe darin nichts Nachtheiliges für Dich.

Hans. Ich fürchte nur, die Verwunderung möchte in Mißfallen und Verachtung übergehen. Man weiß doch, daß Bürger mein grosser Gönner und Wohlthäter ist, daß er mich zuerst in die Welt auf eine ehrenvolle Weise einführte, daß er mich seinen Lieblingsjünger nannte, und daß er das Wort der Weihe, das einzige in seinem Leben, über mich aussprach:

„Jun-

„Junger Aar! dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug*) u. s. w.

So Bürger, und ich — wie belohne ich diese Güte? Dadurch, daß ich mich an seinen Feind und Widersacher Schiller anschließe, jedes seiner Worte bewundere, und daß ich immer viel von unsentimentalischen, plebejen, untransscendentalen, unästhetischen, trivialen Volksdichtern u. s. w. in Beziehung auf ihn (Bürger) rede. Das wird man, fürchte ich, für Undank, für schwarzen Undank halten!

Gabriel. Das hat heut' zu Tage soviel nicht auf sich. Es kommt hauptsächlich darauf an, welche Parthey die mächtige und herrschende ist — und da sage ich Dir, daß Bürgers gefällige Muse, durch unsere großen Kraftgenie's, gänzlich verdrängt und annihilirt werden soll. Bleibst Du sein Anhänger, so wirst Du mit in dem Annihilations-Prozeß verwickelt.

Hans.

*) S. Bürgers Gedichte. I. Th. S. 262. und Vorrede S. 25.

Hans. Dafür wollen mich die Götter und alle Musen in Gnaden bewahren!

Gabriel. Sie werden es, wenn Du meinen Rath genau befolgest. Du führtest vorhin eine Stelle aus Bürgers Weihgesang auf Dich an. Wie lautet denn aber der Schluß desselben?

Hans.

„Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — Dir ist ein besserer beschert!“

Gabriel. Sieh doch nur, Bürger ist ja ein Prophet! Er weissagt hier ganz deutlich, daß Du einst noch eine kräftigere Weihe, noch einen bessern und unverwelklichern Kranz empfangen werdest.

Hans. Aber an eine Weihe und an einen Dichter-Kranz, aus Friedrich Schillers Hand, hat er wahrlich nicht gedacht! Sonst hätte er das sicher nicht geschrieben.

Ich glaub's selbst. Allein was hindert Dich, die Stelle so zu interpretiren? Durch diese Interpretation, die, wenn sie auch keine moralische ist, sich doch höchst wahrscheinlich, evident

dent sogar machen läßt, rettest Du Deine Ehre, und vel quasi auch die Ehre Deines ci devant Gönners und Wohlthäters.

Hans. Wie so das Letztere?

Gabriel. Weil es dann den Anschein hat, daß er sich wirklich zu schwach gefühlt habe, um einen solchen Jünger kräftiglich zu weihen. Er deutet dann im prophetischen Geiste, wie der Täufer, auf den hin „der nach mir kommen wird, welcher ist größer denn ich, der wird mit dem h. Geiste taufen.“ Das ist natürlich niemand anders, als der Dichter-Messias Friedrich Schiller.

Hans. Du hast mich überzeugt. Von nun an will ich diese Stelle so interpretiren, wenn sie auch den gewöhnlichen Regeln der Hermeneutick zuwider seyn sollte.

Drittes Fragment.

Argumentum materiae.

Der Engel Gabriel katechisirt über das Wort Tendenz.

Voreinleitung.

Wenn die Theologen eine unmittelbare Offenbarung behaupteten, und sich die Eingebung der h. Schrift ungefähr auf eben die Art und Weise vorstellten, wie die Offenbarungen des Johann Gottlieb Fichte geschehen (wobey in dem ganzen Revelations- und Inspirations-Akte weiter nichts als die handelnden Personen geändert zu werden brauchen); so gaben dagegen die neuern Gottesgelehrten, die sich einer hellern und aufgeklärtern Denkungsart rühmen, blos eine mittelbare Offenbarung zu, eben so, wie sie in den gegenwärtigen Erscheinungen genauer erscheinen wird. Viele Leser haben zwar geglaubt, daß das Motto zum 3

Akt

Akt des ersten Bändchens, worüber sich S. 107 einige die Gebrüder Schlegel und Johann Gottlieb Fichte betreffende Erläuterungen befinden, daß, sage ich, dieses Motto unserm Hans und Fritz unmittelbar sey eingegeben worden. Unwahrscheinlich ist zwar diese Vermuthung nicht zu nennen, wenn man sie aus einem apriorischen Gesichtspunkte betrachtet; allein das Publikum wird nun a posteriori einsehen, daß jenes Motto und was davon abhängt, bloß unter die mittelbaren Offenbarungen zu rechnen sey.

(Die Meynung der Cartesianer, von den angebornen Begriffen, verdient gar nicht gehört zu werden, da diese Leute längst verdammt und widerlegt sind.)

Unser Gabriel bediente sich zuweilen der katechetischen Methode, die man, meinetwegen auch die Sokratische nennen mag, da wir uns die Regel: in verbis simus faciles, modo conveniamus in re, zum Gesetz gemacht haben. Eigentlich sollte sie aber wol die Gabrielsche Methode genannt werden, da ja Gabriel, wie bekannt lange vor Sokrates lebte und

diese Methode in Anwendung brachte. Doch genug — und, ich fürchte, fast zuviel — zur Einleitung. Sie steht blos für solche Leute da, die, beym hellsten Lichte, entweder nicht sehen können, oder — was noch schlimmer ist — nicht sehen wollen!

Gabriel, Hans und Fritz.

Gabriel. Sag mir einmal, Hänschen, was denkst Du Dir bey dem Worte Tendenz?

Hans. Ich — ich denke mir gar nichts dabey.

Gabriel. So! Das ist nicht gut! Und Du Fritz?

Fritz. O ja ich denke mir viel, recht sehr viel dabey.

Gabriel. Und was denn?

Fritz. Ich kann's selbst so eigentlich nicht sagen. Aber, glaube mir nur, ich denke mir recht sehr viel dabey.

Gabriel. Sonderbar! Für was für ein Wort hältst Du es, für ein teutsches, latei-

nisches, griechisches, französisches, englisches, italiänisches, türkisches, russisches u. s. w.?

Fritz. Für ein griechisches.

Hans. Nein, es wird wol ein englisches seyn.

Gabriel. Das läßt sich noch eher hören, als ein griechisches! Fritz, Du gräcisirst doch Alles, so wie Hänschen dagegen alles anglisiren will. Unser Wort gehört eigentlich keiner Sprache allein an, sondern Tendenz ist lateinisch — teutschen Ursprungs. Es wird von sehr vielen teutschen Schriftstellern gebraucht, durch Euch soll es aber erst recht eigentlich das teutsche Bürgerrecht erhalten.

Hans und Fritz. (zugleich) Ey, das wäre uns lieb — ey das wäre uns lieb:

Gabriel. Es kommt vom lateinischen tendo, tetendi, tensum, tendere her. Dieses Verbum bedeutet erstlich dehnen, ausdehnen. Was heißt nun Tendenz?

Fritz. Die Dehnung, Ausdehnung.

Gabriel. Recht! Es heißt aber auch spannen, überspannen, z. B. den Bogen, folglich ist Tendenz, Hänschen?

Hans. Spannung, Ueberspannung.

Gabriel. Bravo! Weiter: anstrengen; davon?

Fritz. Anstrengung.

Gabriel. Ferner: Das Netz, oder Garn ausstellen; folglich. —

Hans. Die Netz-Ausstellung, das Netz- oder Garn-Auswerfen.

Gabriel. Ferner: Im Zelte seyn, campiren; wie nun Tendenz?

Fritz. Das Campement.

Gabriel. Noch eine Bedeutung: streiten, widersprechen, daher also ...

Fritz. Widerstreit, oder Widerspruch.

Gabriel. Endlich steht tendere auch noch für erigere. Wie muß es nun da wol heißen, Hänschen?

Hans. Die Erigirung.

Ga-

Gabriel. Nun, das kann man nicht sagen. Es muß heißen die Erection. Merke Dir diese Bedeutung, lieber Fritz, in der Lucinde wirst Du davon Gebrauch machen.

Fritz. Was ist das für ein Ding, die Lucinde?

Gabriel. Ein Roman, den Du schreiben wirst. Doch davon ein andermal mehr. Jetzt hab' ich Euch eine Menge von Bedeutungen für das Wort Tendenz angegeben. Was meynt Ihr nun aber, wenn z. B. gesagt würde: „die große Tendenz des Jahrhunderts" — welche von diesen Bedeutungen würde da wol die passendste seyn?

Hans. Ich dächte die zweyte: Die große Ueberspannung des Jahrhunderts; oder auch allenfalls: der große Widerspruch des Jahrhunderts.

Gabriel. Das giebt in der That einen sehr leichten und guten Sinn. Und was meynst Du denn dazu, Fritz?

Fritz. Meiner Meynung nach, muß man alle Bedeutungen und verschiedenen Begriffe zu-

sammenfassen. Eben weil es so vielerley Bedeutungen hat, kann man es nicht übersetzen, da keine Uebersetzung den vieldeutigen Sinn so ganz ausdrückt.

Gabriel. Euge! Papae! rem acu tetigisti! Freylich! Alle Bedeutungen müssen zusammengefaßt werden. Es ist ein sogenanntes vocabulum praegnans; ein viel- und tiefsinniges, ein sublimes Wort, dem Ihr das Siegel der „Tiefsinnigkeit" (auch dieses Wort ist viel besser und erhabener als das gemeine „Tiefsinn") und Sublimität erst recht aufdrücken werdet. Aber gar zu freygebig dürft Ihr nicht damit seyn. Am besten wird es anzuwenden seyn, bey Euerm großen Mäcen Wolfgang von Göthe, bey meinem Lieblingsjünger, dem großen Philosophen Johann Gottlieb Fichte, und dann noch bey gewissen großen, wunderbaren Begebenheiten, z. B. den Xenien, der französischen Revolution u. s. w.

Fritz. Das werde ich mir merken.

Hans. Ich auch.

Gabriel. Thut das, Ihr Kinder! Ihr werdet Euch dadurch beliebt machen — und es

klingt

klingt auch so hübsch, so hoch, so erhaben.

Fritz. Ach ja!

Hans. Ach ja!

Viertes Fragment.

Argumentum materiae.

Eine philosophisch — ästhetische Unterhaltung. Gabriel macht den Präceptor. Hans und Fritz Schlegel lernen philosophische Redensarten. Fritz bekommt Fingerknipschen und schreyt. Hans macht ästhetische Kunstversuche.

(In dem Augenblicke, wo Gabriel eintritt, fängt Hans sogleich seine Lektion an und hält folgende Harangue.)

Hans.

Also schreibet der große Friedrich Schiller: „Erhaben nennen wir ein Objekt, bey dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre „Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schran-

„ken fühlt; gegen das wir also physisch den „Kürzern ziehen, über welches wir uns aber „moralisch d. i. durch Ideen erheben."

„Der erhabne Gegenstand giebt uns erstlich: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu „empfinden, indem er uns zweytens: mit „der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir „als Vernunftwesen über die Natur, so wol in „uns, als ausser uns behaupten." —

„— — Bey dem Theoretischerhabenen steht „die Natur als Objekt der Erkenntniß, „im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. „Bey dem Praktischerhabenen steht sie als Objekt der Empfindung im Widerspruch mit „dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie blos „als ein Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntniß erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eignen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher „das Praktischerhabene, das Erhabene der „Macht, oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathematischerhabenen. Weil „aber aus den Begriffen dynamisch und ma=

„the=

„thematisch gar nicht erhellen kann, ob die „Sphäre des Erhabenen durch diese Eintheilung „erschöpft sey, oder nicht, so habe ich die Ein„theilung in das Theoretisch- und Prak„tisch-Erhabene vorgezogen?

Gabriel. Schön, mein Hänschen, recht schön! Das geht ja ohne den mindesten Anstoß.

Hans. Ich habe mir's auch recht sauer werden lassen.

Gabriel. Wir wollen doch nun aber auch die Redensarten ein wenig zergliedern. Wo steht die Natur in Widerspruche mit dem Vorstellungstriebe?

Hans. Bey dem Theoretisch-Erhabenen.

Gabriel. Wenn ist die Natur Objekt der Empfindung?

Hans. Beym Erhaltungstriebe.

Gabriel. Wogegen ziehen wir aber physisch den Kürzern?

Hans. Bey der Vorstellung eines Objekts in unserer sinnlichen Natur.

Gabriel. Allerliebst! Laß doch nun auch die philosophische Chrie sehen, welche ich Dir zu elaboriren aufgegeben habe.

Hans. Da ist sie. Sie ist recht vortreflich gerathen, und enthält sehr viel Sentimentalisches.

Fritz. Ja, das kann ich Ihnen versichern, es ist ein wahres Meisterstück, von philosophischer Arbeit.

Gabriel. Ihr spannt meine Erwartungen sehr hoch. Laß sehen, ob sie befriediget werden.

(Gabriel liest)

„Das Schöne ist eigentlich eine reine Form „unserer Sinnlichkeit in Beziehung auf die äst„hetische Vernunft. Die Kategorie der reinen „Verstandsbegriffe faßt das Mannigfaltige in „den Vorstellungen und Erscheinungen in Eins „zusammen, und so bildet sich das Ideal der „Schönheit, welches in uninteressirten Wohl„wollen besteht. Gesetzt wird das Schöne ei„gentlich durch das Ich der reinen Anschauung, „indem dabey die praktische Vernunft zwar völ„völlig unbeschäftiget und gleichsam quiescirend

„bleibt,

„bleibt, die theoretische hingegen in einen be„ständigen Zustand der Apperception und An„schauung versetzt wird. Alle Spontaneität „des Geistes wird durch das Ideal der Schön„heit in einen einzigen Brennpunkt gleichsam „vereinigt, und wo die Vereinigung nur erst „recht erfolgt ist, da befinder sich der Mensch „im Zustande der reinen Anschauung, und die „Speculation hat ihr Ziel erreicht. Man darf „das Schöne nur immerfort betrachten, und ein „praktisches Glauben und theoretisches Setzen „damit verbinden, so wird man in der That am „Ende zu dem höchstwichtigen Resultate gelan„gen, daß das Schöne — ungemein schön „sey." —

(Gabriel kann nicht weiter lesen, vermuthlich weil er — das Schluchzen bekam, welches ihm zuweilen zu begegnen pflegte. Nach einiger Zeit fuhr er fort:)

Ohe jam satis est! Doch — ich muß Dich doch noch etwas darüber fragen. Sag' mir einmal, welches ist denn in dieser Chrie der Hauptgedanke?

Hans. Der Hauptgedanke ist — — — Der Hauptgedanke — ist — —

Gabriel. Nun was denn? Es wird doch wol überhaupt ein Gedanke darin seyn?

Hans. Ja freylich — aber — nur —

Fritz. (einfallend) Aber das war auch eine alberne Frage!

Gabriel. Eine alberne Frage? Junge, was sagst Du da! Warte, ich will Dir das naseweise Wesen vertreiben — —

(er nimmt das Lineal und schlägt ihn damit dreymal auf die Finger)

Fritz. (schreyt) Auweh! Auweh! Ach liebster, bester Herr Gabriel! ich will in meinem ganzen Leben nicht wieder so naseweise seyn.

Gabriel. Ich will Dir's auch nicht rathen. Und — setzest Du je wieder den Respekt gegen mich aus den Augen, so — —

Fritz. Nein, gewiß gegen Sie will ich immer den größten Respekt haben. Nur gegen geringe Leute will ich übermüthig seyn.

Gabriel. Wollen's erwarten. Jetzt sag' an, was ich Dir von Schiller aufgab.

Fritz. (sehr pathetisch.)

„In der schaamhaften Stille Dei-
„nes Gemüths erziehe die siegende
„Wahrheit, stelle sie aus Dir her-
„aus in der Schönheit, daß nicht
„blos der Gedanke ihr huldige, son-
„dern auch der Sinn ihre Erschei-
„nung liebend ergreife. Und damit
„es Dir nicht begegne, von der Wirklichkeit
„das Muster zu empfangen, das Du ihr ge-
„ben sollst, so wage Dich nicht eher in ihre
„bedenkliche Gesellschaft, bis Du eines idea-
„lischen Gefolges in Deinem Herzen ver-
„sichert bist!"

Gabriel. Was ist die schaamhafte Stille des Gemüths?

Fritz. Wenn man sich schämt und stille ist.

Gabriel. Natürlich! Welche Gesellschaft ist aber bedenklich?

Fritz. Die Gesellschaft der Wirklichkeit.

Gabriel. Wenn kann man sich ohne Bedenken in ihre Gesellschaft wagen?

Fritz.

Fritz. Wenn man eines idealischen Gefolges in seinem Herzen gewiß ist.

Gabriel. Was verstehest Du unter einem idealischen Gefolge?

Fritz. Eine — — entweder ein gedachtes, eingebildetes Gefolge, oder — — eine Ideen-Folge.

Gabriel. Excellent! Nun das Exercitium.

Fritz. Hier ist es.

Gabriel. (liest)

„Der Augenblick scheint in der That für „eine ästhetische Revolution reich zu „seyn, durch welche das Objektive in der ästhe„tischen Bildung der Modernen herrschend „werden könnte. Nur geschieht freylich nichts „Großes von selbst, ohne Kraft und Ent„schluß! Es würde ein sich selbst bestrafen„der Irrthum seyn, wenn wir die Hände in „den Schooß legen und uns überreden woll„ten, der Geschmack des Zeitalters bedürfe „gar keiner durchgängigen Verbesserung „mehr." — —

„Die

„Die ästhetische Revolution setzt zwey „nothwendige Postulate, als vorläufige „Bedingungen ihrer Möglichkeit voraus. Das „erste derselben ist ästhetische Kraft. „Nicht das Genie des Künstlers allein, oder „die originelle Kraft idealischer Darstellung „und ästhetischer Energie, läßt sich weder er= „werben noch ersetzen. Es giebt auch eine „ursprüngliche Naturgabe des ächten Ken= „ners, welche zwar, wenn sie schon vor= „handen ist, vielfach gebildet werden, wenn „sie aber mangelt, durch keine Bildung er= „setzt werden kann. Der treffende Blick, der „sichre Takt; jene höhere Reizbarkeit des „Gefühls, jene höhere Empfänglichkeit der „Einbildungskraft lassen sich weder lernen, „noch lehren. Aber auch die glücklichste An= „lage ist weder zu einem großen Künstler, „noch zu einem großen Kenner zureichend. „Ohne Stärke und Umfang des sittlichen „Vermögens, ohne Harmonie des ganzen „Gemüths, oder wenigstens eine durchgän= „gige Tendenz zu derselben, wird niemand „in das Allerheiligste des Musentempels ge=

„langen

„langen können. Daher ist das zweyte noth=
„wendige Postulat für den einzelnen Künst=
„ler und Kenner, wie für die Masse des Pu=
„blikums — Moralität. Der richtige
„Geschmack, könnte man sagen, ist das ge=
„bildete Gefühl eines sittlich guten Gemüths.
„Unmöglich kann hingegen der Geschmack ei=
„nes schlechten Menschen, richtig und mit
„sich selbst einig seyn. Die Stoiker hatten
„in dieser Hinsicht nicht Unrecht zu behaup=
„ten, daß nur der Weise ein vollkommner
„Dichter und Kenner seyn könne. Gewiß
„hat der Mensch das Vermögen, durch blos=
„se Freyheit die mannigfaltigen Kräfte sei=
„nes Gemüths zu lenken und zu ordnen. Er
„wird also auch seiner ästhetischen Kraft eine
„bessere Richtung und richtige Stimmung er=
„theilen können. Nur muß er es wollen;
„und die Kraft, es zu wollen, die Selbst=
„ständigkeit bey dem Entschluß zu beharren,
„kann ihm niemand mittheilen, wenn er sie
„nicht in sich selbst findet."

Fritz. Nicht wahr, das ist groß gedacht und erhaben ausgedrückt?

Gabriel. So ist's; und zugleich enthalten diese Worte eine Weissagung von Dir und Deinem Bruder Hans.

Fritz und Hans (zugleich) Eine Weissagung von uns! Wie so?

Gabriel. Durch Euch wird der „Geschmack des Zeitalters eine durchgängige Verbesserung erhalten; durch Euch wird die große ästhetische Revolution" vorbereitet und zur Reife gebracht werden. „Nur geschieht freylich nichts Großes von selbst, ohne Kraft und Entschluß." Also merkt's Euch: Kraft und Entschluß!

Hans. Ach der Entschluß ist schon da — aber — die Kraft —

Gabriel. Wird schon kommen. Nur erst den Entschluß; das ist die Hauptsache.

Fritz. Ich hab' ihn.

Hans. Ich auch.

Fritz. Sey doch so gut und sag' uns etwas Näheres und Bestimmteres von der großen Revolution, die in der Aesthetik durch uns bewerkstelliget werden soll. Sollen wir jetzt gleich auf

der Stelle zu revolutioniren anfangen, oder sollen wir es noch eine Zeitlang anstehen lassen?

Gabriel. Jetzt ist's nicht Zeit, und Ihr dürft ja nicht zu rasch zu Werke gehen, sonst verderbet Ihr alles. Zuvor müßt Ihr Euch Freunde und Gönner zu verschaffen suchen.

Hans. Wie sollen wir das anfangen?

Gabriel. Ihr müßt die Waffenträger und Parasiten unserer großen Geister machen.

Fritz. Parasiten! Das ist ein fatales Wort! Im Terentio mußte ich's immer durch Schmarotzer übersetzen — und so sollten wir uns nennen lassen?

Gabriel. Versteht sich, daß Ihr Euch nicht selbst so nennen und schreiben werdet; es ist nur eine Real- keine Nominal-Benennung. Das Publikum wird Euch auch nicht so nennen, weil es sich gewöhnlich uneigentlich ausdrückt, und ein großer Freund des Euphemismus ist. Ihr macht die Parasiten so ganz unter der Hand; da fällt's niemanden auf.

Hans. Wir sind's zufrieden. Wer sind denn aber nur die großen Geister?

Ga-

Gabriel. Kannst Du noch fragen? Wer anders als Wolfgang von Göthe und Friedrich Schiller?

Hans. So!

Fritz. Ja Brüderchen, da hat Herr Gabriel vollkommen Recht!

Gabriel. Meynst Du! Nun es freut mich doch, daß Du mir wenigstens Recht giebst! Also die Waffenträger und Parasiten dieser grossen Geister werdet Ihr?

Hans. und Fritz. (zugleich) Wir werden's, wir werden's! Aber wie und wodurch?

Gabriel. Das ist so schwer nicht. Ihr lobt jedes Wort, das ihrem göttlichen Munde entfallen ist, wiederholt ihre Orakelsprüche und Gnomen, commentirt, paraphrasirt, exegisirt, erläutert, erweitert, bereichert und verbreitet sie, wie, und wo, und wodurch Ihr könnt. Ihr beleuchtet ihre Werke mit der Fackel der Kritik und haltet die Fackel ganz nahe daran, damit das Publikum ihren Glanz recht schaue. Ihr schreibt Commentare und Fragmente über ihre Werke und Personen. Du, Häuschen, lieferst senti-

mentalische Beyträge in die Horen — und Du, Fritz, schreibst Fragmente über Wolfgang von Göthe*).

Hans. und Fritz. (zugleich) Ja, das wollen, ja, das wollen wir!

Gabriel. Wenn Ihr erst Mitarbeiter an der Allgemeinen Litteratur-Zeitung geworden seyd (und dazu soll Euch Euer Gönner Hufeland (der Jurist), dem Ihr für diesen Liebesdienst wieder andere erzeigen müßt, nach der Regel: manus manum lavat, verhelfen); dann habt Ihr ja das rechte Mittel in Händen, Eure Mäcenaten bis in den Himmel zu erheben und sie bey lebendigen Leibe, unter die Götter zu versetzen. Ihre kleinsten und unbedeutendsten Produkte müßt Ihr als die wichtigsten Werke, als die größten Tendenzen des Jahrhunderts ausposaunen. Man wird es Euch gestatten, daß Ihr über Brochüren von 6 — 8 Bogen Recensionen von 4 — 5 Bogen zusammenschreibet

*) Göthe, ein Fragment von Friedrich Schlegel. Im Journal Teutschland (von Reichardt) 1796. 2. St. S. 258 — 61.

bet *). Gelobt wird alles was Göthe und Schiller schreiben, das ist der erste Grundsatz von dem Ihr ausgehen, und auf den Ihr immer zurückkommen müßt. Euer Recensenten-Princip muß so lauten: Recensire so, daß Du wollen könnest, daß Deine Recensir-Maxime (d. h. die Maxime, daß Göthe und Schiller schlechthin und ohne Ausnahme gelobt werden) ein allgemeines Gesetz werde.

Wenn etwa einer von diesen Mäcenaten sich einer kleinen Menschlichkeit, eines kleinen Versehens z. B. gegen die Logik, Grammatik, Geschichte schuldig gemacht hätte — lieber Himmel, wer wollte denn davon Aufhebens machen? Es ist ja nicht der Mühe werth, daß davon geredet wird. Also — etwas von der Art wird ganz und gar und schlechthin mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Läßt sich irgend ein kleines liebenswürdiges Sprachfehlerchen, eine unteut-

*) Wie gut die Gebrüder Schlegel dieser Anweisung nachgekommen sind, beweisen eine Menge ihrer Recensionen in der A. L. Z. vor allen andern aber die Recension von Göthe's Herrmann und Dorothee, welche — mirabile dictu — länger ist, als das Buch selbst. Sie hat unsern Hans zum Verfasser.

sche Construktion u. s. w. so interpretiren, daß dadurch der Schrift eine Schönheit mehr entstehe, daß es der gläubige Leser für eine griechische Construction*) halte u. s. w. so macht Ihr Euch dadurch um das Publikum und Eure großen Mäcenaten gar sehr verdient — und letztere werden dieses Verdienst zu schätzen und zu belohnen wissen.

Dagegen könnt und müßt Ihr alle diejenigen, die Ihr persönlich oder litterarisch zu hassen Ursache habt, alle Popular-Schriftsteller und alle Majestätsverbrecher (d. h. solche, die sich an die Majestät der großen Phönixe des Jahrhunderts durch Unglauben, Zweifelsucht und Hartnäckigkeit versündigen) nach Belieben züchtigen und geisseln, ihnen alles und jedes Verdienst absprechen, sie so dumm, als möglich vor den Augen des Publikums erscheinen

*) Auch hierin kann die nur gedachte Recension von Hermann und Dorothea als Muster empfohlen werden. Offenbar unrichtige, dem Genius der teutschen Sprache widerstreitende Construktionen werden in diesem, allerdings vorzüglichen Werke, für griechische Construktionen (woran der Verf. gewiß nicht gedacht hatte) ausgegeben und als Schönheiten bewundert. Heus Pamphile!!

nen lassen, und sie und ihre Werke dem Gelächter und Hohn, den Motten und den Weihrauch- und Pfeffer-Krämern ohne Gnade Preis geben.

Hans. und Fritz. (zugleich) Ja, das werden, ja, das werden wir!

Gabriel. In allen diesen Recensionen, Fragmenten, Athenäen, Rhapsodien u. s. w. müßt Ihr recht oft von den philosophischen Redensarten Gebrauch machen, die ich Euch habe lernen lassen. Sie klingen so schön, so gelehrt, so erhaben, und das Publikum wird eben so entzückt, wie Papageno über das schöne Glockenspiel, ausrufen;

„Das klinget so herrlich, das klinget so schön!
„Nie hab ich so etwas gehört, noch gesehn!
„Klinge, Glöckchen, klinge!"

Wenn man Eure Redensarten auch nicht immer versteht oder verstehen kann — das schadet ganz und gar nichts.

Nun, Bursche, wollt Ihr meinen Rath befolgen?

Hans und Fritz (zugleich) Ja, wir wollen! Ja, wir wollen!

Ende des vierten Fragments.

Schluß-Seufzer.

Wirkung.

Also sprach er, der Engel, verschwindend. Da standen die Knaben!
Weit aufsperrend das Maul sahn sie dem Göttlichen nach.

Gehorsam.

Und sie nahmen die Worte des Engels zu Herzen und trieben
Neben den allotriis Philosophica stark.

Der ästhetische Künstler.

Und vor allen der Fritz, der ward ein gewaltiger Meister!
In der ästhetischen Kunst that es ihm keiner zuvor.

Die Gräcität.

Griechisch hat er gemacht (in Worten) die Sprache der Teutschen;
Aber den griechischen Geist hat er aus Teutschland gescheucht.

Kalendae graecae.

Alles ist griechisch bey ihm, sogar der Kalender
ist griechisch
Davon kann in Berlin mancher Mann
singen ein Lied.

Fragmente.

Alles ist bey ihm Fragment — sein Geist besteht
aus Fragmenten.
Aber in dem Fragment steckt eine große
Tendenz.

Die Tendenz und das Tendirte.

Hänschen tendiret zwar auch durch Gabriels
mächtige Hülfe.
Die Tendenzen sind groß, doch das Ten-
dirte ist klein.

Schakespeare.

Zuerst tendirt' er den Flug auf den Schwingen
des Brittischen Adlers;
Und prätendirte sogleich, höher zu fliegen,
als er.

Gleich dem König des Zauns, läßt er zum Aether
sich tragen,
Hüpft dann ein zollbreit empor. Seht,
wie er höher nun ist!

Dante's Hölle.

Von dem Himmel herab läßt er zur Hölle sich
nieder,
Wälzt sich mit Dante herum in dem co-
cythischen Pfuhl.

Zu ergebensten Dank contentirt.

Contentirt ist längst das Publikum durch die
Gebrüder
Schlegel, denn es enthält weiterer Forderung
sich.

Nolens volens.

Doch das wackere Paar läßt sich durch solches
nicht irren.
Wann's mit dem einen nicht geht, wird's
mit dem andern tendirt.

Bizarrerie.

Nur die Verleger sind mit unter bizarres Gesindel;
Klagen, daß man nicht mehr Schlegelsche Waare begehr'.

Die Tuba.

Sonderbar! denn sie ist ja die schönste und beste auf Erden.
Hört nur, wie sie so schön Saalathen's Tuba anpreist!

Weltposaune.

Doch der große Erzengel wird schon noch kräft'ger posaunen —
Als ein Probeconcert für das jüngste Gericht!

Das Athenäum.

Aus dem Rachen des Todes befreyt' er das Athenäum,
Jenes göttliche Werk, durchaus griechsche Tendenz.

Literarischer Reichsanzeiger.

Jetzt pranget, so wollt es der Engel, ein
Reichsanzeiger am Ende;
Eine Suburra Athens, wo man vom Zwang
sich erholt.

Concurs.

Seht nur, wie der Concurs der Credito-
ren herbeyführt
Einen Leser-Concurs! Ueberall strömt es
herzu!

Edictalien.

Edictaliter wird und peremtorisch citiret;
Stellt der Beklagte sich nicht, wird ihm
das Recht präcludirt.

Gnade.

Wollt Ihr in vorigen Stand gesetzt seyn, so
kommt supplicando
Bey der Behörde nur ein! Gnade ergeht
dann für Recht.

Wieland.

Kastor und Polydeukes, Ihr großen, griechischen Götter,
Macht es doch gnädig mit mir! Laßt mir doch nur noch ein Haar!

Sentenz.

Alter Graukopf, halt's Maul! Du hast den Pardon nicht verdienet.
Originell warst Du nie. Rupft ihm das diebische Haar!

Voltaire.

Seht nur, o seht den Martin, den haben sie wacker gerupfet!
Doch er verdient's, da er mich, wie sie da sagen, bestahl.

Derselbe.

Endlich hört man doch auf die Pucelle zu tadeln. Lucinde
Macht, daß man ihrer vergißt; denn sie ist lüsterner noch.

Ein Recensent.

Dieses vortreffliche Buch verdient auch ehr' in den Händen
 Jeglicher Dame von Stand, jeglicher Tochter zu seyn.
Aechter Lebensgenuß ist hier mit lebendigen Farben
 Für das schöne Geschlecht, recht con amore, gemalt.
Als die vierte gehört's zu jenen dreyen Tendenzen;
 In der Bedeutung des Worts, deren wir oben gedacht.
Zwar wir sind schon gewohnt, vom Verfasser nur treffliche Werke
 Zu erwarten; doch hier setzt er die Krone sich auf.
Unverkennbar sind hier die Spuren von Gabriel's Finger
 Er, der erhabene Geist, führte ihm selber die Hand.

Wunsch.

Dieser sey ferner mit Ihm und seinem erhabe-
nen Bruder!
Gabriel, mächtiger Held! bring' sie —
Du weißt schon, wohin?

B. Durch-

B. Durchflüge des Engels Gabriel durch einen Theil von Teutschland, in den Jahren 1796 bis 1799.

In verschiedenen Poststationen.

Seitdem der Herr von Haß das Publikum mit seinen Durchflügen beschenkt hat, ist ihm ein ganzes Heer von schreiblustigen und luftigen Autoren nachgeflogen. Manche flogen gerade vor sich in die Höhe; manche von der Seite; einige beschrieben in ihrem Fluge einen Zirkel; bey weitem die meisten aber flogen in die Kreuz- und die Quere. Andere, die des Fluges nicht so gewohnt waren, begnügten sich damit, ihm und ihren Collegen nachzuhüpfen, nachzulaufen, nachzugehen, nachzuziehen, nachzuschleichen, oder auch nachzukriechen, je nachdem die Beschaffenheit und Kraft der Flügel, Füße, Lungen, Hände und — Köpfe es ihnen vergönnte.

Teutsch-

Teutschland hat also seit jenen bekannten Durchflügen, welche die Galle so manches ehrsamen Bürgermeisters, Rathsherrn, Doktors, Bibliothekars und Thorschreibers erregt haben, eine Menge Nachflüge (Andere wollen dafür Nachflüche — Dirae — lesen) erhalten. Allein man sieht sehr leicht ein, daß ein Mensch im eigentlichen Sinne des Worts nicht fliegen könne, weil er — da man, seit Icarus mißlungenen Experimenten, die Erfindung der Flügel, der man ganz nahe gekommen war, gänzlich wieder vernachlässiget hat — keine Schwingen und keine — Centrifugalkraft hat, wie große Gelehrten längst erwiesen haben. Von den Reisen in den Luftballons wollen wir hier nicht reden, da sie in Teutschland noch ziemlich ungewöhnlich sind, und da uns selbst in dem luftigen Frankreich, außer den Citoyens Blanchard und de la Lande, und den Flügel-Adjutanten der commandirenden Generale, weiter niemand bekannt geworden ist, der eine Luftreise mit glücklichem Erfolg unternommen hätte.

Allein bey einem Engel ist es eine ganz andere Sache. Der unternimmt im eigentlichen

Sin-

Sinne des Worts Durchflüge, da er Flügel hat, und da die Luft so recht eigentlich sein Element ist. Bey der Controvers der Theologen, die über die Zahl der angelischen Flügel entstanden ist, in dem einige sechs, andere hingegen vier, und noch andere gar nur zwey oder ein Paar annehmen, halten wir uns hier nicht weiter auf, da dieser Umstand mit der Hauptsache in keiner genauern Verbindung steht, sondern fliegen, hüpfen, gehen, ziehen, schleichen oder kriechen, dem Erzengel sogleich nach, oder folgen ihm doch wenigstens so weit, als es unsere Flügel, Füsse ec. aushalten können.

Wir hielten es anfangs für weiter nichts, als für eine von den vielen Bizarrerien, wenn Jean Paul Friedrich Richter seine Reise in's Campaner Thal nicht mit der ersten, sondern mit der fünfhundert und ersten Poststation anfängt; allein wir sind seitdem von dieser Meynung wieder zurückgekommen, und glauben nunmehr, daß er seine triftigen Gründe zu dieser Numerirung der Stationen gehabt haben müsse. Auch bey der gegenwärtigen Reise-Route

te sehen wir uns veranlaßt, die Stationen nicht bey Numero eins, sondern bey Nr. zwölfe anzufangen — aus Gründen, die wir dem geneigten Leser zu einer andern Zeit vorzulegen und einleuchtend zu machen gedenken. Nach diesem kleinen Avant-propos setzen wir uns sogleich in Flug und beginnen mit Hülfe Gabriels, der uns voranflog, die:

Zwölfte Station

von Jena nach Berlin, über Halle und Wittenberg.

Im Jahr 1796 war der Engel Gabriel so sehr mit Geschäften überhäuft, und hatte insbesondere in Jena und Weimar soviel zu offenbaren und anzugeben, daß es fast unbegreiflich ist, wie er alles so schnell und doch so gut und meisterhaft beendigen konnte. Die Leser erinnern sich unstreitig noch des höchst merkwürdigen Phänomens am literarischen Himmel, wodurch unsere Literatur mit einer ganz neuen Gattung

von Gedichten, Xenien genannt, bereichert wurde. Diese Xenien, womit der Schiller'sche Musenalmanach für das Jahr 1797 das Publikum so freygebig beschenkte, machen in der teutschen Literaturgeschichte zu sehr Epoche, als daß wir es für unzweckmäßig halten sollten, einige Bemerkungen über den wahren Ursprung derselben hier mitzutheilen. Von dem Inhalte und Zwecke derselben sagen wir nichts, da uns ein solches ausführliches Detail zu weit von der Hauptsache abführen würde, und da auch beyde schon zur Genüge bekannt sind. Allein über die Entstehung derselben sind die Meynungen der Kritiker noch sehr getheilt, und mußten es auch seyn. Durch uns erst kann die Sache völlig auf's Reine gebracht werden.

Sogleich bey Erscheinung der quästionirten Xenien entstand ein großer Streit über die Aechtheit und Authentie derselben. Da viele Gelehrte die Sache nicht a posteriori, auf dem Wege der Erfahrung, ausmachen konnten, so entschieden sie a priori, nach reinen Vernunftbegriffen, gegen die Aechtheit. „Es ist nicht mög=

möglich, so sagten sie, daß Männer von der Größe, Würde und Erhabenheit, und von dem feinen ästhetischen und moralischen Zartgefühl, wie Friedrich Schiller und Wolfgang von Göthe sind, diese Xenien, den Auswurf der gehässigsten Gallsucht, geschrieben haben können. Sie würden aufhören, das zu seyn, was sie sind und bisher waren, wenn sie sich zu einem solchen Schritte hätten erniedrigen können."

Andere glaubten: Göthe habe an diesem schändlichen Produkte gar keinen, und Schiller nur, in der Qualität eines Herausgebers, einen sehr entfernten Antheil; dagegen sey es höchst wahrscheinlich, daß die Gebrüder Schlegel an diesem Pantheon gezimmert hätten. Woher jene Kritiker diese Vermuthung haben, läßt sich nicht bestimmt angeben; aber daß sie es vermutheten, ist eben so gewiß, als daß sie vollkommen falsch geschlossen hatten, wie wir sogleich sehen werden.

Vater Wieland kann blos aus Scherz die Conjektur aufgestellt haben, daß die genannten Männer etwa einmal, blos zum Scherz und

vielleicht beym Glas Wein, etwas von der Art hingeworfen haben möchten, welches denn ein male sedulus von Abschreiber und Dichterking aufgeschnappt, und suo more, d. h. auf eine ganz erbärmliche Weise, zu Xenien verarbeitet habe. Dieser elende Sudler soll, nach einer nicht ganz unzuverlässigen Sage, niemand anders als der berüchtigte Operateur (oder Opern-Emendator, oder Opern-Schneider) Vulpius in Weimar gewesen seyn. — Allein die ganze Wieland'sche Hypothese beruht auf einer falschen Voraussetzung, darauf nämlich: es sey moralisch und ästhetisch unmöglich, daß Göthe und Schiller die Xenien-Schreiber seyn konnten.

Im Vorbeygehen: Wir können uns nicht genug darüber verwundern, wie ein Wieland zu einer solchen unhaltbaren Hypothese verleitet werden konnte, da ihm doch die „Götter, Helden und Wieland" unmöglich aus dem Gedächtnisse gekommen seyn konnten. Doch, wie gesagt, wir halten die ganze Behauptung für weiter nichts, als für einen — Spaß.

Was

Was nun aber unsere Meynung anbetrifft, die wir hiermit von uns ausgeben, so wissen wir die Sache historisch, und stellen sie also nicht so dar, wie sie etwa hätte geschehen können; sondern wir behaupten sie faktisch, d. h. wie sie sich wirklich in rerum natura zugetragen hat. Gabriel war es, der ihnen den angelischen, genialischen und xenischen Gedanken eingab, und in Ausführung desselben ihnen hülfreiche Hand leistete. Er war es, der ihnen die Personen bezeichnete, welche entweder einen weißen, oder einen schwarzen Strich erhalten sollten (albo vel atro lapillo notandi;) er schuf den „Thierkreis", schlug den „Hallischen Ochsen", und züchtigte den „Schulmeister von Breslau." Kurz, er gab die sämtlichen Xenien den Verfassern fast wörtlich ein. Wollte man ja auch eine eigne Zuthat derselben statuiren, so möchten es etwa die „Flüsse" seyn, in welchen man keine Spur von Gabriel's Geiste findet, da er, als geistiges Wesen, sich nicht gern mit dem Wäßrigen beschäftiget. Auch dürfte vielleicht noch ein oder das andere Xenium ohne Eingebung und, so zu sagen, sine

numine und, so zu sagen, invito Gabriele, entstanden seyn.

Freudig über sein Werk und über das treffliche Gelingen desselben, und über die Sensation, die es in ganz Teutschland erregte, verließ er Jena und Weimar noch ehe die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena,“ die Bombocciaden, die Verlocken, die Kraft und Schnelle des alten Peleus, die Martiale u. s. w. erschienen, und ihm, je nachdem's traf, Zwergfells-Erschütterungen oder Gall-Ergießungen verursachten. Vor seiner Abreise hatte er seinen Lieblingen Göthe, Schiller, Fichte, Schlegel (den Hans nämlich) u. a. noch einige geheime Instruktionen mitgetheilt, deren Inhalt sich aus dem Erfolg mehr errathen und andeuten, als genau und bestimmt angeben läßt.

Sein Flug war diesmal nach Berlin gerichtet, einer Stadt, die der merkwürdigen Männer, Weiber und — Thiere zu viele hat, als daß Gabriel nicht hier einen sehr ausgebreiteten Wirkungskreis hätte finden sollen.

Er

Er würde etwas früher daselbst angekommen seyn, wenn nicht Halle und Wittenberg seinen Flug um einige Tage aufgehalten hätten.

Erstes Absteige-Quartier in Halle.

Der in gewisser Hinsicht nicht unmerkwürdige Musensitz Halle, war niemals ein Lieblingsort des Engels; vielmehr hatte er einmal einen gewissen Widerwillen dagegen gefaßt, weil — die Hallenser so ganz nicht nach seinem Sinne waren. Auch diesmal fand er wenig, was ihn befriedigen konnte, und die zwey oder drey Männer, die seiner Zuneigung allenfalls einigermaßen schon jetzt würdig waren, oder einige Hofnung zur künftigen Würdigkeit zeigten, vermochten es nicht, das ungünstige Vorurtheil zu widerlegen, das er gegen die Stadt und ihre Einwohner, besonders den gelehrten Theil derselben einmal gefaßt hatte.

Die meisten Professoren fand er für die Philosophie und Kunst entweder ganz todt, oder, — was in Gabriel's Augen noch viel schlimmer

ist — sie waren kantische Popular-Philosophen, für welche der transcendentale Gesichtspunkt eine wahre terra incognita ist. Mit den dortigen Theologen mochte er gar nichts zu thun haben; da sie von jeher blos Diener des Worts und Buchstabens gewesen waren. Obgleich einer derselben über den Geist allerley Piecen schrieb, so wollte doch der Erzengel indem Verfasser keinen anerkennen, wenigstens keinen solchen, wie er ihn verlangte, und wie er ihn, obgleich äusserst selten bey einigen auswärtigen und ächten Gottesgelehrten antraf.

Unter den Philosophen waren ihm der alte Apolegat Eberhard und der modernisirende Annalist Jakob in gleichem Grade verhaßt. Der Erste, weil er ein Anti-Kantianer; der Zweyte, weil er ein — Kantianer war. Ein sonderbarer Widerspruch! wird man sagen. Allein wir sind bey unserm Erzengel schon an dergleichen anscheinende Widersprüche gewöhnt, und nehmen weiter keinen Anstoß daran, da wir aus der Erfahrung wissen, daß die meisten sich denn endlich doch noch auf eine be-

befriedigende Weise lösen lassen. Vergebens hatte er versucht, den Jakob von dem Buchstaben Kant's abzuführen, und auf den transscendentalen Gesichtspunkt zu setzen; allein alle Mühe war fruchtlos, und er war und blieb nichts weiter, als ein philosophischer Schulmeister, von dem es mit Recht in den Xenien heißt:

—„Dir bleibt die leidige Form.“

Schon damals ging Jakob damit um, die „Allgemeine Religion“ und die „Philosophie des Lebens“, als die Schwester und Begleiterin der erstern, für gebildete Leser und für Professoren der Philosophie, die nicht Philosophen von Profession sind, zu schreiben. Gabriel sah den Gedanken in seiner Seele und zog ein höhnisches Gesicht darüber. Das ochsigte Epitheton, das er ihm in den Xenien durch Friedrich Schiller's und Wolfgang von Göthe's Hand beygelegt hatte, schien ihm, durch diesen Plan, vollkommen bestätigt zu seyn. Die Kutsche *) welche er zog, und die Art und

*) In den Xenien heißt es:
„Woche für Woche kutschiret der Hallische Kutscher“.

Weise, wie da kutschiret wurde, mißfiel ihm so sehr, daß er beschloß, dem Kutschiren Einhalt zu thun. Zuerst hieb er daher die Stränge entzwey; da stockte das Fuhrwerk, und konnte nicht mehr regelmäßig und wöchentlich abgehen. Nun ging die Landkutsche nur alle Vierteljahre einmal ab, und der Beywagen, (oder der philosophische Anzeiger), der sie sonst begleitet hatte, mußte ganz zu Hause bleiben.

Allein

Wir können nicht unterlassen, bey dieser Stelle eine Bemerkung zu machen, die einem Einwurfe ähnlich sieht. In einem der vorhergehenden Distichen wird Jakob „der Hallische Ochse" genannt; und hier heißt er „der Hallische Kutscher". Es scheint doch in der That eine allzukühne Figur zu seyn, daß derjenige, der kurz vorher noch Ochse war, nun gleich in einen Kutscher verwandelt wird. So weit ich die Wörterbücher verglichen habe, sind doch beyde Worte sehr verschieden, und werden nur in dem Munde einiger hochadeligen und anderer vornehmer Herren als Synonyma gebraucht. Kutscher wird doch sonst derjenige genannt, der die Kutsche regiert (auriga), nicht derjenige, der sie zieht (jumentum). Ein Ausleger könnte sich daher noch um diese schwierige Stelle verdient machen.

Allein auch so noch war sie unserm Erzengel noch zur Aergerniß, und er zerbrach mitten im Lauf die Räder derselben. Knacks, da lag das ganze Fuhrwerk! und so liegt es noch bis auf den heutigen Tag.

Der Professor Tieftrunk war ihm wegen seiner Zudringlichkeit zuwider. Auch sah er in ihm weder die Entfaltung noch den Keim einer großen Seele, und dazu noch einen (freylich schlechten) Commentator der Kantischen Schriften — also ging er fürbas.

Er versuchte sich hierauf auf den „einzig möglichen Standpunkt (aus welchem die kritische Philosophie beurtheilt werden muß)" des M. Beck zu setzen, allein er fand die Beschaffenheit desselben von der Art, daß, ausser dem Verfasser, und etwa ein Paar abgelebten Candidaten, schlechterdings niemand darauf sitzen könne. Er lachte laut auf, als ihn einige große Hallische Gelehrte (ut sunt inter istas gentes) mit bedeutungsvoller Miene versicherten: „Unser Herr M. Beck ist, nach Kant's eigner Erklärung, am tiefsten in den Sinn desselben eingedrungen."

Bey dem geheimen Justizrath Klein bedauerte er, daß er zuviel Gelehrsamkeit und zuviel praktischen Sinn habe. Er hätte ihm gern bey einigen seiner Schriften, und besonders bey dem Antheil, den er an dem neuen Preußischen Gesetzbuche hatte, geholfen; allein er glaubte, daß alle diese Dienstleistungen nicht hinreichend seyn würden, ihn ganz nach seinem Sinn umzuformen und in sein Interesse zu ziehen — daher unterblieb es.

Bey dem Professor Wolf, dem großen Kritiker, der eben damals die Prolegomena zum Homer" und die „Briefe an den Hofrath Heyne in Göttingen" schrieb, sprach er nur im Vorbeygehn ein, und flüsterte ihm einige Sarkasmen gegen den alten Hofrath zu, welche er denn auch, ohne selbst recht zu wissen wie — in das schwarze Schriftchen aufnahm.

Zweytes Absteigequartier in Wittenberg.

Gabriel schüttelte, als er die Stadt Halle im Rücken hatte, den Staub von seinen Füßen

und Flügeln, und that das feyerliche Gelübde, in diesen Sitz der Popularität und Halbköpfigkeit (es ist ein Gabriel'scher Lieblingsausdruck) so bald nicht wieder zurückzukehren. Er eilte nach Wittenberg, wo er seit Luthers Zeiten nicht wieder gewesen war. Er würde geglaubt haben, daß die dortige Universität schon längst ausgestorben sey, wenn er nicht noch von Zeit zu Zeit einige, obgleich sehr schwache Züge von Leben, wahrgenommen hätte. Besonders hatten ihn die lehrreichen Angelologien des berühmten Dichter-Professors Meerheim von der noch bestehenden Existenz der alma Albina überzeugt. In Ansehung der Curatel über die Academie aber hatte es wenig zu expediren gegeben.

Professoren fand er genug und für die stärkste Academie hinreichend; allein unter allen diesen Real- und Nominal-Professoren (welche letzte Gattung die zahlreichste ist) fand er auch nicht einen einzigen, der seiner nähern Offenbarung würdig gewesen wäre. Ein Paar von den berühmtesten wollte er besuchen; allein sie waren

nicht zu Hause — auch nicht auf dem Katheder — sondern auf der rothen Mark, wo sie sich im Kreise der Albinischen Musensöhne, welche das Ideal des Dichters Zachariä auf eine erfreuliche Weise realisiren, im Guckyk einen vergnügten Tag machten, und sich an diesem Orte und in dieser Sphäre ungleich besser befanden und zu benehmen wußten, als auf dem Katheder, der oft lange Zeit verlassen trauerte.

Ein einziger junger Mann entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Es war dies der damalige Magister und nunmehrige Professor Grohmann, der eben damals einen Traktat „Ueber die Temperamente" schrieb, der so voll hoher und transcendentaler Ideen ist, daß ihm nothwendig Gabriel bey Abfassung desselben mit Rath und That an die Hand gegangen seyn muß. Der Buchhändler Nicolai in Berlin erkühnte sich zwar, diese neue Temperaments-Lehre für leeren Unsinn zu erklären, und seine absurde Behauptung durch mehrere Trug- und Scheinbeweise zu unterstützen; allein der Engel gab unserm Magister eine derbe Antikritik ein,

wo-

worin gezeigt wird, daß Herr Friedrich Nicolai ein sehr böses Temperament habe — daß er ein elender Stümper sey, und diese wichtige Temperaments-Theorie gar nicht zu fassen und zu würdigen vermöge. Zugleich verbittet sich der Verfasser ein für allemal, diese Theorie lächerlich zu finden.

Auf den Adjunktus Krug, der eben damals wegen seiner „Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion," und namentlich wegen des späterhin herausgekommenen „Siebzehnten Briefs" in Untersuchung gezogen und auf unbestimmte Zeit suspendirt worden war, richtete er ebenfalls einen Moment seine Aufmerksamkeit, fand aber, bey genauerer Einsicht, doch keinen Grund, sich ihm näher zu offenbaren. Er erblickte zwar einen für die Zukunft, bey einem größern Wirkungskreise, nützlichen und praktischen Mann; allein eben dieser Umstand der Gemeinnützigkeit und dann, daß er ein zu eifriger Kantianer ist, bewirkten bey dem Erzengel eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte, die ihn bey diesem Subjekte nicht lange verweilen ließ.

Daß

Daß er die übrigen Professoren, die zu Hause und auf dem Katheder zu finden waren, einen Schröckh, Ebert u. a. vorüberging, läßt sich, ohne unser Erinnern von selbst erwarten.

Ankunft und Aufenthalt in Berlin.

Er eilte also so schnell, als möglich, von Wittenberg hinweg, und langte in Berlin, welches diesmal das Ziel seines Durchfluges war (wenn es anders erlaubt ist, bey einem Erzengel von Ziel zu reden) in eben dem Augenblicke an, als Gottschalk Necker seine Abhandlungen:" Schriftsteller-Eitelkeit und Kleinheit großer Städte; eine Satyre an einen jungen, großen Mann in der Provinz, der sein Licht in Berlin wollte leuchten lassen" *) und „Versuch über die Kunst schlecht zu schreiben", zu entwerfen angefangen hatte

*) Siehe Berlin. Archiv der Zeit und ihres Geschmaks v. J. 1796. St. 4. S. 373-93.

te — jedoch ohne von Gabriel dabey unterstützt zu werden, eine Erinnerung, die hier sehr nöthig ist. Hätte der gute Gottschalk, den man insgemein mit dem berlinischen Prediger Jenisch für einerley Person hält, damals gewußt, daß Gabriel in diesem Jahre nach Berlin kommen würde — gewiß er hätte seiner in der „Litaney von Berlin" *) Erwähnung gethan.

Die Leser werden begierig seyn, zu erfahren, wo Gabriel in dieser Volk= und Gelehrtenreichen Stadt zuerst seinen Besuch abstattete, und sie werden nicht wenig erstaunen, wenn wir ihnen den Ort, und das Haus, und die Person genannt haben werden. Also — Gabriel ging, oder flog, die Dorotheenstraße herauf, dann rechts über den großen Platz, dem großen rothen Hause, mit dem großen Emblem, gegenüber und, husch, war er in das Haus hinein, das in Berlin, nächst dem Schauspielhause und der Oper, das besuchteste ist. Um denjenigen, die nicht selbst in Berlin gewesen sind, oder den Weg=

*) Ebendas. St. 1. S. 82 — 94.

„Wegweiser der Stadt Berlin" gelesen haben, dieses Haus etwas genauer zu charakterisiren, bemerken wir, daß es das Haus, der, wenn wir nicht irren, kürzlich verstorbenen Madame Schubitz ist, wo die Berliner Welt, Tros Rutulusve fuat, sich vom Zwange erholt. Wer es auch unter diesem Namen noch nicht kennen sollte — was aber für einen Literator keine kleine Schande seyn würde, da eine ausführliche Lebensbeschreibung dieser höchst merkwürdigen Person existirt — dem sagen wir hiermit, daß es nichts mehr und nichts weniger als das allergnädigst privilegirte, beliebte Berliner — Bordel war.

Wie? was? — höre ich manchen Leser ausrufen — in ein solches Haus, in ein Bordel, ging der Engel Gabriel? Welche entsetzliche Lästerung für einen Erzengel! Wie ist's möglich, daß ein solcher in ein — wenn auch allergnädigst privilegirtes — Bordel gehen sollte oder könnte?

Hierauf antworten wir: Einmal: wer wollte es denn einem Erzengel wehren? wer darf es wagen, ihm Gesetze über sein Verhalten, über

sein

sein Aus- oder Eingehen, vorschreiben zu wollen? warum sollte er nicht in Berlin eben das suchen, thun und treiben dürfen, was er ehemals mit so glücklichem Succeß in Palästina und Arabien suchte und fand, that und trieb? —

Zweytens: Wir sagen ja gar nicht, daß er in derselben Absicht dorthin gegangen sey, in welcher sich die Berliner einzufinden pflegen. Da sieht man recht die Wahrheit des Sprüchwortes bestätiget: „Man sucht niemand hinter der Thüre, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt hat!" Als ob man nicht aus tausend andern und sehr triftigen Gründen ein Bordel besuchen könnte. Wer sich nur den einzigen denken kann, den der erfahrne Dichter Horatius*) so recht con amore ausführt, der verräth große Beschränktheit und Kurzsichtigkeit. Unter den vielen Ursachen, die unsern Gabriel gerade hieher und an keinen andern Ort führen konnten, wollen wir hier nur eine einzige anführen, die wahrscheinlich allen Zweiflern und Verwunderern sogleich den Mund stopfen wird.

 Wie

*) Satyr. 1. Sat. 2. V. 116. ff.

Wie? wenn er in der Absicht hieher gekommen wäre, um einen großen Theil der berlinischen Gelehrten, besonders die jüngern unter denselben, die sich fleißig — aus welcher Absicht? wissen wir nicht bestimmt anzugeben — an diesem Orte zu versammeln pflegen, kennen zu lernen und zu beobachten. O gewiß es lassen sich bey solchen Gelegenheiten die trefflichsten und lehrreichsten Beobachtungen anstellen, wie erst neulich noch Herr B. sehr einleuchtend gezeigt hat! Bey der Erzählung von Johann Gottlieb Fichte's Lebensumständen, sahen wir, daß Gabriel diejenigen am meisten schätze, deren sechster Sinn vor allen andern kultivirt ist. Nirgends konnte er sich ja aber von den in dieser Cultur gemachten Fortschritten besser überzeugen als gerade hier. Es war sonach eine Art von Prüfung, welche die gelehrte Jugend von Berlin auszuhalten hatte — und daß einige junge Leute sehr zur Zufriedenheit des allerhöchsten Visitators bestanden, zeigt sich aus der Erfahrung.

Wie lange er sich bey diesem geheimen Examinations-Commissions-Geschäfte (welches in gewisser Hinsicht, als ein besonderer Zweig

der

der nunmehr, leider, aufgehobenen geistlichen Examinations-Commission betrachtet werden kann) aufgehalten habe, können wir nicht mit Gewißheit angeben. Soviel ist indeß gewiß, daß das Explorations-Geschäfte mehrere Tage dauerte.

Aus diesem Hause der Freude begab er sich in das — Haus der Barmherzigkeit, oder in die berühmte Charité. Beyde Häuser verhalten sich sehr oft, in physischer Hinsicht, wie Ursache und Folge zu einander. Gegenwärtig war dies gerade nicht der Fall! und wann ja einiger Zusammenhang Statt finden sollte, so ist es kein anderer als ein moralischer. Er wollte die Mängel und Gebrechen dieser Anstalt (der Charité nämlich) untersuchen, um alsdann dem überaus witzigen Herrn Falk, und dem sehr ungewitzigten Herrn Prahmer, wie auch dem über alle Maßen klugen, oder sich dafür haltenden, Herrn Georg Merkel, davon Rapport zu erstatten, damit sie recht viel Aufhebens davon machen und doch auch einen interessanten Stoff zum Schreiben haben möchten. Das Ga-

brielsche visum repertum findet der geneigte Leser in Herrn Falks und Prahmers langweiligen Schriften über die Charité zu Berlin.

Somit wären wir denn zugleich auch bey dem Bibliothekar und Herausgeber der alten und neuen Berliner Monatsschrift, Herrn Biester, der als ein muthvoller Vertheidiger der Charité sich das Mißfallen Sr. archangelischen Heiligkeit völlig zuzog. Er hatte ihn sonst ganz wohl leiden mögen; allein seitdem er in seiner Monatsschrift immer gegen die Magnetisirer, Somnambulisirer, Illuminaten-Cryptochatholicismus-Jesuiten-und andere Riecher zu Felde zog, oder wie Herr Falk bemerkt, und sich auf diesen Einfall, deren er wenig erträgliche mehr hat, viel zu gute thut, „auf Kosten derselben gelebt hatte,“ und seitdem er sich immer nur mit Reisebeschreibungen und dergleichen geringfügigen Sachen beschäftigte, seitdem war's mit dem Bischen Gunst, das er genoß, rein aus. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er ihm die obgenannten Autoren und Castigatoren, wie auf der Jagd die

Schweiß-

Schweißhunde, auf den Leib hetzte, deren wüthenden Bissen der arme Aktäon wol noch wird erliegen müssen.

Vom Verfasser und Herausgeber der Berliner Monatsschrift, begab sich Gabriel auf die Stechbahn, zum Verleger derselben, Friedrich Nicolai, oder kurzweg zum Nickel, wie ihn die Xenien eben so witzig als bedeutungsvoll nennen. Er schrieb eben damals den „Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach," worin er seine ganze Galle gegen den Gabriel'schen Anhang ausließ.

Vermuthlich erwarten die Leser, recht viel von dem zu erfahren, was zwischen dem Engel und diesem Manne, der ein eben so erklärter Feind von Gabriel und seinen Günstlingen, als von Kant und seinen Waffenträgern ist, vorfiel. Wenn sie das erwarten, so müssen wir ihnen im voraus sagen, daß sie nicht ganz befriediget werden weil die Verhandlungen zwischen beyden theils an und für sich nicht lange dauerten, und dann auch, weil Gabriel — aus Gründen, die ihm am besten bekannt seyn mögen, nicht für gut gefunden hat, uns mehr als dies davon zu offenbaren.

Vorher aber müssen wir noch einer Meynung gedenken, der ein großer Theil des Publikums wir wissen nicht warum, zugethan ist. Es scheint sonderbar, sagt man, daß sich Gabriel gegen den alten Nickel so sehr herabließ, und so mancherley Versuche machte, ihn für seine Parthey zu gewinnen. Er that ihm alle mögliche Vorstellung, schmeichelte seinem Stolze, und bediente sich sonst noch allerley Mittel, deren Gebrauch ihm sonst nur selten fehlzuschlagen pflegte. Allein der alte Graukopf war zu empfindlich beleidigt worden, als daß er den Friedensbedingungen des Engels hätte Gehör geben sollen. Er wieß sie mit Verachtung von sich, und erklärte, daß er der erklärte Feind aller Philosophen und philosophischen Schöngeister, dergleichen Kant, Fichte, Schiller, die Gebrüder Schlegel u. a. wären, seyn und bleiben wolle. Vergebens bemühte sich Gabriel, ihm begreiflich zu machen, daß zwischen diesen Leuten ein großer Unterschied sey, daß er aber das Kind mit dem Bade ausschütte u. s. w. Der Alte behielt seinen Starrsinn und Gabriel verließ ihn, als er fand, daß alle

Mü=

Mühe, ihn auf andere Gedanken zu bringen, fruchtlos sey.

Man hat ferner in Beziehung auf diese Voraussetzung die Frage aufgeworfen: Warum denn Gabriel sich so viel Mühe um diesen alten Buchhändler gab? und dann: warum er ihn, da er sich so hartnäckig jeder bessern Leitung widersetzte, nicht auf das empfindlichste züchtigte und ihn, wenn auch nicht als Verleger, doch als Schriftsteller, auf der Stelle annihilirte? Diese Frage kommt uns, wir können's nicht bergen, sehr ungelegen, weil es in der That den Anschein hat, als ob Gabriel nicht soviel Macht habe, einen solchen Gegner gänzlich aus dem Felde zu schlagen — und eine solche Nichtmacht, oder Ohnmacht, scheint für einen Erzengel eben nicht gar ehrenvoll zu seyn. Lassen wir indeß diese sonderbare Frage, so wie die falsche Tradition bey Seite gesetzt seyn und geben wir dafür lieber sogleich die richtige Ansicht der Sache.

Gabriel machte sich allerdings mit dem alten „unzünftigen, gelehrten Bönhasen" *) viel

*) So nennt sich Nicolai selbst. S. Ueber meine gelehrte Bildung ꝛc. S. 3.

viel zu schaffen; aber wahrlich nicht in der Absicht, um ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, sondern vielmehr, um ihn darin zu bestärken. Wer das nicht begreifen kann, der folgere nur aus diesem Nicht-Begreifen vor der Hand nichts weiter als — daß er es nicht begreifen kann! wir werden sogleich das nöthige Licht herbeyschaffen.

Gabriel spielte bey Nicolai nichts anders als die Rolle eines — Versuchers. Vermöge der seiner Natur eigenen Divinationsgabe sah er voraus, daß Nicolai's Angriffe auf die neueste Philosophie ihr, statt zu schaden, den größten Vortheil verschaffen würden. Jeder mißlungene und zurückgewiesene Angriff mußte nothwendig ein neuer Sieg für sie seyn, und daß Nicolai's Angriffe alle mißlangen, und alle mißlingen mußten, davon lag der Grund theils in dem Vorstellungs-Vermögen des Verfassers, theils darin, daß Gabriel's Hand alle seine Waffen unwirksam und unschädlich zu machen wußte. Ein solcher Gegner war ihm daher willkommen, und er that alles Mögliche, um ihn in Harnisch zu bringen.

Er

Er wußte den alten, ehrgeizigen Mann von der rechten Seite, nämlich bey der Ambition, wie man zu sagen pflegt, anzugreifen, um ihn aus den Schranken, in welchen er sich bisher als müßiger Zuschauer gehalten hatte, auf den philosophischen Kampf= und Tummelplatz hinauszustoßen. „Du bist in mehr als einem Fache der Literatur berühmt — Du bist so berühmt, daß du hier beynah nicht mehr berühmter werden kannst — aber noch wäre ein neuer Lorbeer für Dich zu brechen, auf einem Felde, auf dem Du bisher Fremdling warst, auf der philosophischen Laufbahn. Der Erfinder eines neuen Systems zu werden, dazu bist Du zu alt, und dazu fehlt es Dir auch an — — — Muth; — aber das neueste System der Philosophie, das so schnell wie ein Meteor am Himmel entstand und bewundert wurde, und wie ein Talisman auf die Köpfe und Federn der teutschen Gelehrten wirkte — dieses gigantische System in seinem Innern zu erschüttern und zu stürzen — welch ein Triumph für Dich!" Diese und andere Versuchungs=Gedanken raunte ihm der Engel in die Seele und freute sich, daß er ihnen so

wil=

willig Gehör gab. Der „dicke Mann“ erschien und ward — obgleich aus ganz verschiedenen Gründen — belacht. Gabriel verblendete die Seele des Verfassers noch ferner, und gab ihr auch den Gedanken zum „Sempronius Gundibert“ ein, und so wurde, wie Kant bemerkt *) die „Narrenbude“ bis zu den „Acht Briefen eines Wolfianers“ herab immerfort aufgeschlagen.

Daß man dieser Versuchung wegen (welche eine innere- oder Seelen-Versuchung mit dem Theologen zu reden, genannt werden muß) unsern Gabriel vielleicht für einen Engel und Fürsten der Finsterniß halten werde — das ist ein Gedanke, den wir gar nicht zu denken, geschweige denn auszusprechen wagen.

Mit dem alten Satyriker und Persifleur Cranz war Gabriel noch immer nicht ausgesöhnt. Die „Charlatanerien“, die „Raritäten von Berlin“, und die „Gallerie der Teufel“ hatten ihm zwar seine Zuneigung er-

*) Ueber die Buchmacherey. Zwey Briefe an Herrn Friedrich Nicolai. Königsberg 1798. S. 18.

erworben; allein die alte und die neue „Bockiade“ samt der „Ochsiade“, „die gerechtfertigte Vituline“ und vor allen „der Streit Michaels und des Drachen“ zogen ihm dem Haß desselben zu. In der letztern Schrift hatte er vom Erzengel Michael, der von jeher Gabriels Erzrival und Erzfeind war, ein gar zu günstiges Urtheil gefällt, und ihn auf Unkosten aller andern Engel und Erzengel erhoben. Dies schmerzte den unsrigen; er konnte es dem Verfasser nicht vergeben, daß gerade Michael der Gegenstand seines Panegyrikus und der fromme Pastor Melchior Götze in Hamburg ein Gegenstand seiner Sarkasmen war. Daß er den Melchior angriff, das mochte ihm allenfalls noch hingehen; aber daß es durch den Michael geschah, das war ihm verhaßt. Kurz Cranz ward ein Feind Gabriels. Wer einen Erzengel beleidiget, dem folgt die Strafe und Rache auf dem Fuße nach, und so ging's auch unserm Ehrenmann. Gabriel rächte sich an dem „alten Bocke“ dadurch, daß er ihn mit Gestank begabte, wodurch er alle Nasen des Publikums, die nicht etwa von ei-

nem

nem perennirenden Schnupfen angesteckt waren, gar schrecklich beleidigte. Mit andern Worten und ohne Metapher: Gabriel schlug den Geschmack des Verfassers, wie der Herr ehemals den Pharao schlug, er verdarb das Bißchen guten, den er hatte, und brachte ihm einen so schlechten bey, daß alle geschmackvollen und zartnervigten Leser sich von ihm lossagten. Eine Warnung für alle Autoren, sich nicht am Engel Gabriel zu versündigen, damit er nicht auch ihren Geschmack schlage!

Ad vocem „Geschmack" kommen wir auf den „Geschmack der Zeit" den die „Archivare der Zeit" zu verbreiten — als den Besten versteht sich — für gut finden. Auch hier geschieht alles invito Gabriele; eine Redensart, die mit „invita Minerva" völlig gleichbedeutend ist. Wie wär's auch möglich, daß ein Friedrich, Eberhard, Rambach, alias Ottokar Sturm genannt, der Antiken-Jäger, und ein Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der rüstige Uebersetzer aus allen Zungen, Gabriels Günstlinge seyn könnten!

ten! Nachdem der Letzte von der Mitherausgabe des Archiv's abgetreten war, glaubte der Erste sich bey dem Engel in große Gunst (wonach er mit unbeschreiblicher Begierde strebt) zu setzen, wenn er den Excapuziner und historischen Romanfabrikanten Ignatius Feßler zur Herausgabe mit sich vereinigte. Allein in dieser Erwartung hatte er sich betrogen. Der Verfasser des „Marc-Aurel“ war ihm gleichgültig, und der Concipient der Abhandlung: „An die ästhetischen Kunstrichter der Teutschen“ *) hatte offenbar den Gebrüdern Schlegel, und somit auch dem Engel Gabriel, die ärgsten Sottisen gesagt, die sich ungeahndet nicht so hinunterschlucken ließen. Der, nach Gabriels Urtheil, fade Hofrath Hirt, der sich wirklich in Italien aufhielt, und die elende Allegorie mit der „Schneekoppe und dem Künast“ im Archiv 1798. konnten wahrlich auch nichts dazu beytragen, die Herausgeber beliebt zu machen.

Die

*) Berlin. Archiv der Zeit und ihres Geschmaks.

Die freymaurerischen Verbindungen des D. Feßler geben uns Gelegenheit, einige Bemerkungen über die Denkungsart Gabriel's in Absicht auf Freymaurerey mitzutheilen. Wir haben zwar nicht selten die Behauptung gehört, daß Gabriel ein großer Gönner, Beschützer und Beförderer der ädeln Maurerey sey; ja, einige ehrwürdige Br. Br. des höchstehrwürdigen Schurzfells waren sogar nicht abgeneigt, ihn für den Premier = Großmeister v. St. zu halten. So etwas hätten wir nicht von ihnen erwartet, da sie es doch besser wissen konnten und mußten. Schon die ✝✝ π π ∴ hätten sie eines bessern belehren sollen. Und was wollen sie sagen, wenn wir ihnen das Beyspiel eines Th.. B.. V.., u. a. anführen? — Vom König David und Salomo, vom Dichter Horatius, und vielen andern gekrönten und ungekrönten Häuptern und Personen des Alterthums läßt sich zwar apodiktisch darthun, daß sie mit Kelle und Winkelmaas, ingleichen mit: π. π. π. versehen waren; auch läßt sich per inductionem erweisen, daß die Tendenz und Arbeit unsers Herrn und seiner Apostel (worunter selbst ein Steinmaurer

war)

war) keine andere als eine maurerische gewesen sey. Allein die gabriel'schen Tendenzen und Arbeiten sind gerade vom Gegentheil, wie wir schon bemerkt haben; und in der That giebt es in den beyden Reichen keinen mächtigern und gefährlichern Feind der sp. O. S. S., als den Erzengel. Die Männer der Royal - Yorks - Loge zur Freundschaft sind ihm alle verhaßt, und die Gelehrten unter denselben stehen bey ihm in sehr schlechten Credit. Man erinnere sich doch nur an den neulich entstandenen Streit zwischen dem Br. Marmalle und dem derben Prof. Cosmann!

Also mit der Maurerey war's nichts. Dagegen stand Gabriel mit einer andern in Berlin sehr zahlreichen und noch vor kurzer Zeit sehr mächtigen Parthey — den frommen Brüdern oder Herrnhuthern, in genauer Verbindung. Das werden vielleicht viele unglaublich finden? Das mögen sie immerhin: genug, die Sache hat ihre vollkommne Richtigkeit. Zwar gehören Leute, wie ein Brumbey (der wegen seiner Gottes-Fleisch-Fresserey so berühmt geworden ist) Oswald (der geh. Rath und Le-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lektor Friedrich Wilhelms II. der einen „verborgenen Umgang mit Gott“ hatte), Woltersdorf (der geistliche Schmachter) und Consorten, eben nicht zu den Lieblingen Gabriel's; allein er weiß sie für seine Zwecke und für den Zweck der Gesellschaft trefflich zu benutzen. Sie wissen es auch, daß sie unter seinem Schutze stehen — und darum haben sie auch so viel Zuversicht und Freudigkeit des Glaubens. Aber es giebt unter diesen frommen Leuten eine Elite, welche die Schaale vom Kern, die Hülle von dem Eingehüllten, zu unterscheiden, und die Arbeit im Reiche Gottes nach ihrer wahren Beschaffenheit und Tendenz zu beurtheilen und zu betreiben wissen. Mit diesen steht er im genauesten Einverständniß, und bey seinem diesmaligen Aufenthalte in Berlin verhandelte er Dinge von der größten Wichtigkeit mit ihnen. Schade nur, daß das Protokoll der geheimen Sitzungen uns nicht zur Einsicht gekommen ist!

Was Gabriel lange gefürchtet und vorher gesehen hatte, erfolgte im November 1797 — der Tod Friedrich Wilhelm's II, des grossen

Bayerische Staatsbibliothek München

sen Beschützers des Glaubens und seiner Glaubensbrüder. Er hatte Mühe, den geistlichen Minister von Wöllner und die Oberconsistorial-Räthe und Examinations-Commissäre Hillmer, Hermes und Woltersdorf, und mehrere andere, welche mit ihnen in Vereinigung standen, über diesen harten Verlust zu beruhigen. An der Person des Königs, meynten die Herrn (und hierin war Gabriel gleicher Meynung mit ihnen) liege ihnen im Grunde gar nichts; aber desto mehr an der königlichen Gewalt, die sich in ihren Händen befunden hätte. Dazu hatte Gabriel das Meiste beygetragen; er erschien oft dem Könige in der Gestalt des Heilandes, sprach mit ihm in einem überaus künstlichen Helldunkel, und wußte ihn durch allerley Mittel zur Einwilligung in seine Plane und zur Ausführung derselben zu bewegen.

Während der Leichenpredigt, die der Oberconsistorialrath Zöllner auf den verstorbenen König hielt, stellte Gabriel für sich einige Betrachtungen über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen an; zugleich aber be-

dauerte er, daß er den Redner einst in der bekannten Cabinetsordre blos mit einem: „der Zöllner dauert mich" hatte wegkommen lassen.

Unter der neuen Regierung sah er den Sturz Wöllner's und seiner Creaturen vorher, welcher auch bald genug erfolgte. Man hätte denken sollen, daß Gabriel sich diesen Unfall sehr zu Herzen genommen, und alle möglichen Mittel zur Verhütung desselben angewendet haben würde. Das letztere war, wie er voraussah, nicht möglich, und blos die Zukunft konnte vielleicht noch etwas zum Besten der gestürzten Parthey thun. Gabriel suchte also, da die Zukunft sehr fern und ungewiß war, sich für die Gegenwart, so gut es gehen wollte, zu berathen und sich einen Einfluß von einer andern Seite her zu verschaffen. Da ihm nicht sowohl an den Personen seiner bisherigen Günstlinge als vielmehr an dem lag, was durch sie bewirkt wurde, so gab er die allzugroße Sorge für sie auf, und überließ es der Zeit und dem Schicksal, sie in ihrem Unglück zu trösten, und für ihrem Verlust schadlos zu halten. Man sieht hieraus, welch

ein

ein feiner Politiker Gabriel ist — und gerade dieser Punkt ist es, welcher uns über das Finale der ersten Erscheinung den besten Aufschluß giebt.

Auch wir wollen die frommen Brüder ihrem Schicksale überlassen und jetzt mit dem Engel zur Politik übergehen. Ob und was für Unterhaltungen Gabriel mit den königlichen Ministern und andern Staatsmännern gehabt habe, ist uns eben so unbekannt geblieben, als die Geheimnisse des Berliner Cabinets selbst. Wir haben es hier nur mit den politischen Schriftstellern zu thun, d. h. mit solchen, die sich auf dem Tummelplatze der Politik — oft sehr unpolitisch — herumtreiben, und sich zu Tonangebern der politischen Aner, Iner, Aten, Iten, Isten, und wie sie weiter heißen mögen, aufwerfen. Und da müssen wir denn zuförderst des Kriegsraths Friedrich Gentz gedenken. Um diesen Mann dreht sich der ganze politische Himmels- und Thierkreis, und man kann sich daher leicht vorstellen, welch' eine wichtige Person dieses Persönchen seyn müsse. Nach-

 dem

dem er dem neuen Könige Friedrich Wilhelm III, bey seinem Regierungsantritte, eine scharfe Lektion gegeben hatte, gab er ein „politisches Journal" heraus, in welchem die Franzosen eine Niederlage nach der andern erleiden — auf dem Papiere und mit der Feder, versteht sich von selbst. Dieses politische Journal soll, wie neulich auch ein politischer Schriftsteller, aber anderer Natur, behauptete *), ganz „im orientalischen Geiste abgefaßt," und bey Sr. türkisch-kayserlichen Majestät in Constantinopel große Sensation gemacht, und Höchstdieselben zum Beytritt zur Coalition vermocht haben. Wer wollte hier wol Gabriels Finger verkennen?

Da die neueste Juden-Bekehrung in Berlin mit der Politik sehr genau zusammenhängt, so können wir nicht unterlassen, die Leser auf die Einwirkung Gabriels bey diesem Juden-Handel aufmerksam zu machen. Er stand zwar

*) Der Congreß zu Rastadt vor dem Richterstuhl der Vernunft betrachtet. Groß-Cairo 1799. Vorr. S. VIII.

zwar schon ehedem mit Moses Mendelsohn, David Friedländer, Saul Ascher, Lazarus Bendavid u. a. bald in näheren, bald in entfernteren Verhältnissen; allein Freund derselben wurde er nie, aus Gründen, die wir sogleich näher erörtern wollen. Ueber die Tendenz des „Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an den Probst Teller (gegen den, im Vorbeygehen gesagt, Gabriel von jeher eine Art von Respekt hatte, und an dem er sich selbst in der Periode, wo die frommen Brüder noch die herrschende Parthey waren, nicht zu vergreifen wagte) sind die Meynungen der Gelehrten sehr getheilt. Einige halten den Vorschlag für weiter nichts, als für ein unausführbares Projekt und glänzendes Paradoxon, von dessen Unhaltbarkeit die Verfasser auch selbst überzeugt wären, und die über die Wichtigkeit und den Ernst, womit gewisse Leute diese Sache behandeln, sich des Lachens nicht enthalten könnten. Andere hingegen thun gerade das, worüber jene, wie man sagt, lachen, nämlich, sie nehmen das Bekehrungs- und Uebertritts-Projekt sehr ernsthaft und ma-

chen schon alle Anstalten und Vorbereitungen zu der bevorstehenden großen und allgemeinen Juden-Taufe.

Vielleicht würde der Vorschlag weit weniger Schwierigkeiten gefunden haben, wenn man ihn umgekehrt hätte, oder noch umkehren wollte, so nämlich, daß die Christen zum Uebertritt zum Judenthum aufgefordert würden. Es wäre weiter nichts als die Beschneidung vorzunehmen, ein Akt der für mehrere Individuen in Berlin, und für das dasige Clima überhaupt sehr wohlthätig seyn würde. Bey manchen brauchte er indeß nicht erst vorgenommen zu werden.

Allein bey der gegenwärtigen Lage der Sachen kann aus dem Projekte unmöglich etwas werden, da Gabriel offenbar dagegen eingenommen ist, und aus allen Kräften dagegen arbeitet. Wer hieran zweifelt, der erinnere sich doch nur an Ascher's:" Eisenmenger den Zweyten" *). Untersteht sich nicht der Jude gegen die

*) Der vollständige Titel dieser Schrift des Berlin. Juden Saulus Ascher ist: Eisenmenger der Zweyte; nebst einem vorgesetzten Send-

die Gabriel-Fichtischen Grundsätze, wie sie in dem „Beytrag zur Beurtheilung des Publikums über die französische Revolution" 1. Th. in Ansehung der Aufnahme der Ju-

Sendschreiben an Herrn Prof. Fichte in Jena. Berlin 1794. 8. Da sich unter unsern Lesern vielleicht mehrere befinden, welche nichts von Eisenmenger dem Ersten wissen, und folglich auch den Zweyten nicht verstehen können; so halten wir es für dienlich, hier eine kleine historisch-literalische Notiz von ihm mitzutheilen. Johann Andreas Eisenmenger, ein berühmter Orientalist und Professor der orientalischen Sprachen zu Heidelberg, schrieb – auf Gabriel's Eingebung – ein „Entdecktes Judenthum" und ließ es zu Frankfurt am Main in 2 Theilen drucken. Die gottlosen Juden aber wendeten sich an den kaiserlichen Hof und bewirkten 3 Mandata inhibitoria, welche den Verkauf der Schrift untersagten. Da die kaiserlichen Mandate damals noch mehr Effekt hatten, als jetzt, so ging die ganze Auflage zu Grunde, und die Juden triumphirten schon über diesen Sieg, über den Prof. Eisenmenger, und den Engel Gabriel. Allein dieser Triumph war von kurzer Dauer, weil der König von Preußen Friedrich I. dieses Buch zu Königsberg 1711 auf eigne Kosten wieder drucken und die Exemplare den Erben des indeß verstorbe-

den unter die Staatsbürger enthalten sind, Erinnerungen zu machen, und sie — man denke, welcher Frevel? — ungerecht und empörend zu nennen? Daß Gabriel in eigner Person jene Beyträge dem Johann Gottlieb Fichte eingab, wissen die geneigten Leser aus dem 1sten Theile dieser Erscheinungen. Nun urtheile, wer urtheilen kann, ob Gabriel mit diesem Juden, der sich so gröblich an ihm und den Gottlieb versündigte, und mit seinen Glaubensgenossen, die mit ihm einerley Grundsätze haben, namentlich mit dem David Friedländer u. a. zufrieden seyn, und ob er ihr Bekehrungs- und Uebertritts-Projekt billigen und unterstützen könne? „Nein, rief er aus, nun und nimmermehr soll es den eingebildeten und treulosen Juden gelingen, ihr Projekt durchzusetzen! Ich will Alles ge-

storbenen Verfassers, zur Schadloshaltung, zum freyen Verkauf austheilen ließ. Seit dieser Zeit ist das Judenthum entdeckt, und die Fürsten und Obrigkeiten wissen, daß man den ruchlosen Juden nicht das geringste Recht zugestehen müsse; ein Grundsatz, dem sie auch bisher, auf eine bewundernswürdige Art und Weise, treu geblieben sind.

gegen sie in Bewegung setzen — ich will, wenn es an den beyden noch nicht genug ist, noch einen dritten Eisenmenger gegen sie erregen, und das dritte Wehe soll ihnen verderblicher werden, als die beyden ersten Wehe!"

Also sprach der Engel, und eilte nach Leipzig, um dort Eisenmenger den Dritten zu erwecken. Er kehrte von da bald wieder zurück, weil sich während der Zeit eine wichtige Begebenheit in Berlin ereignet hatte. — Die Erfindung des Runkel-Rüben-Zuckers, durch Herrn Direktor Achard.

Diese Runkel-Rüben-Zucker-Erfindung und der bis auf diese Stunde noch nicht verglichene Runkel-Rüben-Zucker-Streit verdient allerdings unter die Gabriel'schen Erfindungen und Operationen gerechnet zu werden, weil — man die Sache so ungemein groß und wichtig behandelte, und weil die Concurrenz der Erfinder noch größer war, als bey der Erfindung der Buchstaben-Schrift. Kaum ist das Runkel-Rüben-Zucker-Erfindungs-Projekt von Berlin aus in die Welt ausgegangen, so will nun

euch

schon alle Welt schon längst dasselbe Projekt gehabt und ausgeführt haben. Die Sächsischen Chemiker sind sogar verwegen genug, sich diese Erfindung ausschließlich anzumaßen; aber für diesen Frevel wird sie Gabriel schon züchtigen — und es ist hierzu bereits ein guter Anfang gemacht worden. Er wird nimmermehr zugeben, daß man ihm und dem Direktor Achard diese süße Erfindung streitig mache.

Nicht minder süß und groß war eine andere Erfindung, die Gabriel während seines Aufenthalts zu Berlin machte; oder wozu er doch die erste Veranlassung gab, durch Mittheilung. Es war die Erfindung der Kennzeichen der Jungfrauschaft, wie sie von dem Verfasser der Gynäologie aufgefunden und angegeben worden sind. Wenn man die Erfindung des Compaß abrechnet, so giebt es wol wenig Erfindungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, mit der gegenwärtigen in Vergleichung gesetzt werden können. Das schöne Geschlecht überhaupt, und namentlich das von Berlin, soll zwar damit sehr übel zufrieden seyn, und die

Er=

Erfindung für höchst verderblich erklärt haben; allein Gabriel wird sie schon zu beruhigen und zu begütigen wissen, und was das Verderben betrifft — nun das wird ja so groß auch nicht seyn.

Derselbe Verfasser soll jetzt — unter Gabriels Beyhülfe, der schon in Palästina sich als ein Meister der Kunst legitimirte — mit der Erfindung eines neuen Partheno-Meters beschäftigt seyn, von dem man sich großen Effekt verspricht. Ob dabey das neue Pariser Metre zum Grunde gelegt wird, läßt sich im voraus nicht bestimmen. Ferner arbeitet er jetzt an einer Vervollkommung und verbesserten Ausgabe des bekannten Henke-Firnhaberischen Werks: „Entdecktes Geheimniß der Natur u. s. w. *)

wo-

*) Der vollständige Titel dieser wichtigen Schrift ist: Völlig entdecktes Geheimniß der Natur, sowol in der Erzeugung des Menschen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geschlechts der Kinder, von Johann Christian Henke, Organist zu Hildesheim: Braunschweig 1786. 8. Henke ist eigentlich blos Herausgeber, und der Advocat J. H. Firnhaber, zu Hildesheim, der eigent-

wozu ihm Gabriel eine Menge Zusätze und bestätigende Experimente geliefert haben soll.

Einer ganz besondern und ausgezeichneten Gunst des Erzengels genoß der in Jena als Professor der Geschichte und in Berlin als Hofrath vacirende große und sentimentalische Geschichtsforscher C. L. Woltmann, der sich jetzt, unter dem Geleite Gabriels, auf einer gelehrten und sentimentalischen Reise nach Spanien befindet, und auf dem Rückwege von da vielleicht auch Bedlam besuchen wird. Wie er gerade zu dieser Auszeichnung kam? — ist eigentlich eine höchst sonderbare und unnöthige Frage — das wird dem Leser begreiflich werden, wenn er durch uns erfährt, daß er der vertraute Freund und tägliche Gesellschafter von Friedrich

gentliche Verfasser. Dieser allgemein bekannten literarischen Notiz müssen wir widersprechen, indem wir aus einer authentischen Quelle versichern können, daß das Werk eigentlich — die Leser wissen schon, von wem? — herrühre. Henke und Firnhaber spielen bey dieser Autorschaft ungefähr eben die Rolle, wie Johann Gottlieb Fichte, die Gebrüder Schlegel u. a. bey der ihrigen.

drich Schlegel war. Man kann von ihnen recht eigentlich mit jenem Dichter sagen:

Multum dissimiles, ad caetera paene gemelli:
Fraternis animis, quidquid negat alter, et alter:
Annuimus pariter vetuli, notique columbi.

Zu diesem Bifolium kam noch als Trifolium Peter Lebrecht, oder der gestiefelte Kater, vulgo Ludwig Tiek genannt, hinzu. Diese drey sind eins und machen die eigentliche Trinität und „Rarität von Berlin" aus, und verdienen in der letztern die erste Stelle. Schon sollen die drey Editoren der „Büsten Berliner Gelehrten" an einem zweyten Nachtrage arbeiten, der blos von den Büsten dieser erhabenen Genies handeln wird. Nur sollen sie sich noch nicht über die „Devisen" haben vereinigen können. Sollten sie hierüber zu keinem festen Entschluß kommen, so bitten wir sie, sich an uns zu wenden, wo sie — unter Gabriels Beystand — sogleich drey vollkommen passende, mit umgehender Post erhalten sollen.

So

* * *

So weit gehen diesmal unsere Nachrichten über Gabriels Durchflug von Jena nach Berlin Sie sind freylich nicht vollständig, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er noch weit mehr in dieser großen Stadt umhergeflogen sey. Indeß wir können und dürfen vor der Hand nicht mehr geben. Erhalten wir die Erlaubniß und den Auftrag und die Data zu Mehrern, so werden wir nicht ermangeln, es, bis in's kleinste Detail, zur Kenntniß des Publikums gelangen zu lassen.

Sum=

Summarisches Verzeichniß einiger Gabrielismen.

Vorläufige Bitte an Herrn Adelung und an das teutsche Publikum, nebst Erklärung.

Vergebens wird man in Adelung's grammatisch-kritischem Wörterbuche der hochteutschen Sprache das Wort: Gabrielismus suchen, weil es bey der Herausgabe desselben — noch nicht erfunden war. Jetzt, da es durch Uns (ich verstehe darunter mich, den Verfasser dieses, und den Erzengel Gabriel) das Licht der literarischen Welt erblickt hat, bitten wir Herrn Adelung hierdurch geziemend, es, bey einer neuen Auflage seines Wörterbuchs, unverzüglich einzuregistriren, und ihm dadurch das teut-

teutsche Bürgerrecht zu geben. Diese Bitte kann dem teutschen Varro nicht anders als schmeichelhaft seyn, und — er wird sie gewiß erfüllen!

Das teutsche Publikum aber bitten wir ergebenst, uns, bey der Erklärung und genauern Entwickelung dieses Ausdrucks einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es wird hoffentlich nicht ermangeln, uns für diese Bereicherung der teutschen Sprache seinen Dank zu bezeugen.

Unter einem Gabrielismus hat man jedes Wort, jeden Einfall, jede Erfindung und Einwirkung des Engels Gabriel zu verstehen. Es wird dadurch also sowol etwas Nominales und Verbales als Reales, sowol etwas in weiterer als auch in engerer Bedeutung bezeichnet. Alles, was in seiner Art groß, erhaben und unvergleichlich ist, hauptsächlich alles, was von der gewöhnlichen Ordnung, von der gewöhnlichen Denkart und von

den

dem gewöhnlichen Redegebrauche abweicht, ist ein Gabrielismus.

Wenn unsere neuesten Philosophen, und unsere philosophischen, kritischen, ästhetischen, Künstler- und Dichter- wie auch andere Genies u. s. w. in einer ganz neuen Terminologie einherschreiten und mit Zungen reden, als wären sie feurig, wenn sie, und nur sie allein, auf dem transcendentalen Gesichtspunkte stehen, und im hohen Gefühl ihrer Würde alle sogenannten blos gemeinnützige, praktische Popular-Menschen verachten — so spricht der Engel Gabriel aus ihnen, so sind ihre Termen, Phrasen, Apophthegmen, Gnomen und Orakel, die ihrem hohen Munde entgehen, entschlüpfen und entfahren, pure, reine Gabrielismen, oder die höchsten Ichismen.

Wenn unsere Recensenten an Würde und Ansehen (wenn auch nicht an Gerechtigkeit, einer Eigenschaft, die ohnedies nicht zu den wesentlichen Merkmalen eines Recensenten gehört)

den Höllenrichtern Minos, Aeakus und Rhadamant, gleichen, und mit eben dem Zepter, womit sie ihre lieben Getreuen so behaglich und säuberlich streicheln, alle Frevler, welche sich ihrer Jurisdiktion zu entziehen Miene machen, mit einem Schlage zu Boden strecken, und solchen Prosternations- und Annihilations-Akten den Namen acte de Iustice beylegen, und die Worte Unpartheylichkeit, kritische Unbestechlichkeit u. s. w. häufig hören lassen — so ist das eine Wirkung des Erzengels und kann nicht besser als durch den Namen Gabrielismus bezeichnet werden.

Wenn endlich unsere sogenannten Volks-Schriftsteller ihre unerheblichsten Gedanken, Wünsche, Vorschläge, Erfindungen, Erfahrungen u. s. w. ärger ausposaunen und in den Synagogen und auf den Straßen umher vor sich her ausposaunen lassen, als die Pharisäer, wenn sie Almosen gaben — wenn sie sich einbilden, die größten Wohlthäter des Vaterlandes, der Nation und der ganzen Welt zu seyn, und als sol-

solche verehrt seyn wollen, und wenn sie Himmel und Hölle, Erde und Meer und alle Elemente, und alle Thronen und Herrschaften, Engel und Erzengel, und alle Kaiser, Könige, Fürsten und Herren, und alle Gelehrte von und ohne Profession und von allen vier Facultäten, und alle Erzbischöfe und Bischöfe, Pfarrer und Seelensorger, Aerzte und Quacksalber, und alle Richter und Schöpfen und alle Schulmeister, Cantoren und Organisten und alle Maurer, Zimmerleute, Nachtwächter und Kesselflicker, und alle Damen und Weiber und alle Jungfrauen und Mädchen, und alle Blinde und Lahme, Aussätzige und Gichtbrüchige und Schäkige, und alle Kinder und alle Narren und alle Leute, und dazu auch alle Thiere des Hauses, Feldes und Waldes — wenn sie, sage ich, alle diese Leute, Menschen und Thiere alarmiren und zur Beförderung eines wichtigen Zwecks der Menschheit, dergleichen z. B. die Löserdürre ist u. s. w. auffordern, und Alles auf der Stelle in Requisition setzen (ärger noch als die argen Commissäre bey den französischen Armeen,

vor welchen uns Gabriel in Gnaden behüten wolle!), so können solche Gedanken, Unternehmungen, Aufforderungen, Alarmirungen, Requisitionen, freywillig erzwungene Beyträge u. s. w. unmöglich für etwas anders als unmittelbare Einwirkungen und Antriebe des Engels Gabriel gehalten werden — so sind es, mit einem Worte Gabrielismen.

Wir schöpfen nach diesem langen Perioden, der, um der Wichtigkeit des Gegenstandes keinen Eintrag zu thun, nicht füglich in mehrere Unter-Perioden zertheilt werden konnte, wieder einen Augenblick Othem, und fahren sodann in der Charakterisirung der Gabrielismen weiter fort.

Daß Gabriel zuweilen ganz neue Ausdrücke, und Terminologien erfinde, und durch seine Auserkohrnen in Redegebrauch bringe, davon haben wir durch das oben schon näher beleuchtete Wort Tendenz ein offenbares Beyspiel. Die Worte ästhetisch, transcendental, kritisch,

dyna-

dynamisch, Ich, Nicht-Ich, reine Ichheit und dergl. sind zwar nicht unmittelbar von ihm erfunden worden; aber der häufige Gebrauch derselben, und besonders da, wo sie entweder ganz und gar nicht nothwendig waren, oder keinen rechten Sinn zu geben scheinen (versteht sich blos für diejenigen, die sich nicht mit uns auf den transcendentalen Gesichtspunkt gesetzt haben), rührt doch ganz offenbar von unserm Gabriel her, und deshalb darf man kein Bedenken tragen, sie unter die Gabrielismen zu rechnen.

Doch die Worte sind es eigentlich am wenigsten, die den Gabrielismus ausmachen; auf den Geist kommt eigentlich das Meiste an. Der Geist, lieben Leute, der Geist ist's, der da lebendig machet. Wer Gabriel's Geist aber nicht hat, der hat überhaupt gar keinen und ist nicht sein. Wer ihn aber hat, der hat ihn und ist sein, und macht sich durch ein auffallendes Streben und Haschen nach glänzenden Paradoxien, durch ein hohes und festes Einherschreiten in den

Regionen der Luft, durch eine unaufhaltsame Centrifugalkraft und Tendenz zur Eminenz, durch ein Setzen des Ichs und Nichtsetzen des Nicht-Ichs, und den aus diesen Sätzen hergeleiteten Corrolarien, ferner durch ein gewisses Schnauben und Brausen, Wiehern und Aufbäumen, wie weiland der begeisterte Bucephalus, durch eine beständige Agitation des Leibes und der Seele, und durch ein gewaltiges Haar-Empor-Streben, wie bey der weisen Frau zu Cumä (Virgil. Aen. 6. B.) durch eine perennirende und permanente Alarmirung des sechsten Sinnes, und eine Tendenz in der obenangeführten Bedeutung, und durch tausend andere Umstände, welche sich in concreto eher fühlen und bemerklich machen, als in abstracto anschaulich machen und erzählen lassen, als seinen wahren und ächten Jünger kennbar.

Wir sind unvermerkt abermals in einen sehr langen Perioden verwickelt worden, und wenn das so fortgeht, so fürchten wir, uns am Ende gar

gar in einen zu verirren, den nur das auf der letzten Seite gegenwärtiger Schrift stehende Finis zu Stande bringen kann, nach der Regel: „Finis coronat opus.“ Da aber eine solche Schreibart den Regeln einer guten (daß es auch eine schlechte gebe, beweisen unzählige Beyspiele) Rhetorik zuwider ist, so wollen wir nunmehr, so viel als möglich (denn ganz es zu vermeiden, steht nicht in unserer Gewalt) den langen Periodenbau vermeiden. Dies wird am besten dadurch erreicht werden, wenn wir eine andere Form des Vortrags erwählen, und die vorzüglichsten Gabrielismen unsers Quinquenniums nach gewissen Rubriken aufzählen. Da wir uns, aus bewegenden Ursachen, hier nur auf einige einlassen können, so werden wir die übrigen zu seiner Zeit noch nachholen.

1) Der transcendentale Gesichts- und Standpunkt.

Wir wollen ihn mit Gabriels eignen Worten, die er durch seinen Diener Johann Gottlieb

Fichte*) ausgesprochen hat, genauer bestimmen:

„Erblickt man die Sinnenwelt vom transcendentalen Gesichtspunkte aus, so verschwinden alle Schwierigkeiten, es ist dann „keine für sich bestehende Welt: in allem, „was wir erblicken, erblicken wir blos den „Wiederschein unserer eignen innern Thätigkeit. Aber was nicht ist, nach dessen Grunde kann nicht gefragt werden; es kann nichts „ausser ihm angenommen werden, um dasselbe zu erklären. Man müßte denn nach dem „Grunde des Ich selbst fragen! — Kann „denn das Ich sich selbst erklären, sich selbst „erklären auch nur wollen, ohne aus sich herauszugehen, und aufzuhören, Ich zu seyn?

„Wo-

*) S. Philos. Journal einer Gesellschaft teutscher Gelehrten (eingegeben von Gabriel und) herausgegeben von J. G. Fichte und Fr. Immanuel Niethammer. 1798. 1. St. S. 6 ff.

„Wobey nach einer Erklärung auch nur ge„fragt werden kann, das ist sicher nicht das;
„reine (absolut freye und selbstständige) Ich
„denn alle Erklärung macht abhängig. —
„Dasjenige, wovon die Wissenschaftslehre
„ausgeht, läßt sich nicht begreifen, noch
„durch Begriffe mittheilen, sondern nur un„mittelbar anschauen: Was diese An„schauung nicht hat, für den bleibt die Wis„senschaftslehre nothwendig grundlos und
„lediglich formal; und mit ihm kann die„ses System schlechterdings nichts anfan„gen."

Simon der Stylite, jener berühmte Heilige des Orients, der unter freyem Himmel auf Säulen umherkletterte, und auf einer derselben den Rest seiner Tage zubrachte, befand sich unstreitig auf dem wahren trenscendentalen Gesichts- und Standpunkte, und gehörte, da er nie aus seinem Ich herausging, und ein sehr beschauliches Leben, ohne alle Begriffe, führte, zu denjenigen, die den rechten Sinn für die

Wis-

Wissenschaftslehre haben. Mit ihm konnte dieses System viel anfangen!

Indeß ist's nicht gerade nöthig, daß man, wie der fromme Mann, in der Wirklichkeit auf Säulen sich aufhielte, um auf einem erhabenen Standpunkte zu stehen als andere Menschen; es kann dies auch idealisch geschehen — und solcher idealischer Styliten haben wir, seit Johann Gottlieb Fichte's Zeiten, eine beträchtliche Menge.

2) Das Pocken-Noth-Geschrey.

Dieses Geschrey erhebt, wie die Leser schon wissen, niemand anders als der Engel Gabriel durch den Mund und die Kehlen seiner Diener und Bothschafter Johann Christian Wilhelm Junker in Halle, Bernhard Christoph Faust zu Bückeburg, Christian Ludwig Lenz zu Schnepfenthal, Gottlob Nathanael Fischer zu Halberstadt u. a. — und er schreyt und tönt durch sie so stark wie die Posau-

saunen des Weltgerichts von einem Ende der Erde bis zum andern. Er hat auch wirklich eine sehr gute Wahl getroffen, denn alle diese Leute haben die stärksten Lungen in Teutschland.

Das Pocken-Noth-Archiv des D. Junker ist von Gabriel selbst angelegt; nur haben sich die Regierungen, Stadtmagistrate, Consistorien, Richter, Pfarrer u. s. w. bis jetzt zu Beyträgen und — was die Hauptsache ist — zum Ankauf und zur Verbreitung desselben noch nicht zwingen lassen wollen. Am Ende wird sich Gabriel wol auch hier noch in's Mittel schlagen, und sie mittelst schrecklicher Execution dazu anhalten müssen; denn ausserdem dürfte dieses Noth-Archiv leicht ins Stocken gerathen. Gabriel hatte dem Verfasser auch den hohen Gedanken eingegeben, sich mit seiner Pocken-Noth an den Congreß zu Rastadt zu wenden; allein da dieser Congreß sich leider selbst in großer Noth befand und unverrichteter Sache wieder auseinander ging — was Gabriel mit aller

Macht

Macht nicht verhindern konnte — so ist, neben so manchem andern, auch dem Pocken-Elend noch nicht gesteuert und abgeholfen worden, und dieses wird sich daher wahrscheinlich bis zu einem, will's Gott, neuen Congreß vertrösten müssen.

Daß Gabriel den D. Junker in der blutigen Fehde mit den Hofräthen und Professoren Hartenkeil zu Salzburg und Gruner zu Jena mit seiner Hülfe nicht entstehen werde, war zu erwarten. Wie hätte auch ein Junker gegen diese Veteranen einen Kampf bestehen zu wollen, die Kühnheit haben können! Aber der Schutz- und Schirm-Engel machte ihn kühn. Bey Gabriels Durchflug durch Halle vergassen wir zu erzählen, daß er auch bey dem berühmten Junker einsprach, und ihm mit einigen Ideen, deren er sonst wenig hat, mitleidig zu Hülfe eilte. Wir holen daher, um nicht unvollständig zu seyn, diese Nachricht noch nach.

3) Die

3) Die Antifebristische Universalmedicin des D. Reich in Erlangen.

Man hat so oft schon über die sogenannten Universalmittel, Lebenstinkturen, Lebensbalsam, Lebenstropfen, und wie dergleichen remedia macrobiotica und antimortalia weiter heißen mögen, bald gespottet, bald geeifert, und sie für weiter nichts als Charlatanerie oder Betrügerey erklärt. Das mochte wol bey vielen der Fall seyn; aber man hätte doch dergleichen Mittel nicht im Allgemeinen so schlechthin verdammen sollen. Bey Gabriel ist kein Ding unmöglich, und es ist eine Lästerung gegen ihn, wenn man ihm etwas absprechen will, blos aus dem Grunde, weil er bisher sich noch nicht dabey wirksam gezeigt hat. Es ist eine tadelnswürdige Anmaßung der sogenannten rationellen Aerzte, wenn sie die Möglichkeit einer gegen alle und jede Krankheiten, und in allen Fällen und unter allen Umständen gleich wirksamen und helfenden Medicin aus theoretischen Gründen ableugnen wollen. Der

D.

D. Reich in Erlangen hat hiervon das Gegentheil bewiesen, wie die Leser aus seiner Gabriel'schen Ankündigung im Reichsanzeiger wissen. Ich nenne diese Ankündigung eine Gabriel'sche; denn wer anders als Gabriel hätte sie in einem solchen Tone abfassen können? Wäre sie das Produkt eines gemeinen Menschen, so würde man sie nach einem ganz andern Maasstabe beurtheilen; ja man würde sie wol gar mit einem Markt-Schreyer-Zeddel vergleichen wollen. Nun, da wir wissen, wen sie eigentlich zum Urheber hat, gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Aus eben dem Grunde können und müssen wir auch zu dem hochgepriesenen Universal-Fieber-Tod, wie man die antifebristische Universalmedicin gar füglich benennen könnte, ein unbegrenztes Zutrauen haben, da unstreitig Gabriel selbst dem Erlanger Doctor das Recept dazu verschrieben, und das Verfahren genau vorgezeichnet hat.

Die

Die einzige Frage könnte hiebey noch entstehen: ob Gabriel das Recept nicht etwa zuerst in der Himmels-Apotheke verschrieben habe, und ob die Species, wenn sie in unsern irdischen Apotheken, welche nicht immer die besten seyn sollen, zubereitet würden, nicht etwas von ihrer Kraft verlieren möchten? Auf diese Frage wissen wir in der That nichts zu antworten, und wir müssen die Leser deshalb an den D. Reich oder — an den Engel Gabriel selbst, verweisen.

4) Die Welt-Seele und die Körper-Seele des Professor Schelling zu Jena.

Lange war man zweifelhaft, nicht darüber, ob der Professor Friedrich Wilhelm Joseph Schelling überhaupt eine Seele habe, sondern darüber, ob die Seele desselben zu den gabriel'schen oder anti-gabriel'schen gehöre. Einige Kritiker behaup-

teten das letztere; mit welchen Gründen, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. Andere hingegen legen ihm nicht nur eine gabriel'sche, d. h. eine solche Seele bey, welche unter der besondern Leitung und Inspektion des Engels Gabriel stehe, sondern behaupten sogar — sonderbar genug! — daß der Engel Gabriel selbst in der Person und Gestalt dieses großen Philosophen umherwandele. Man will an ihm einige sehr deutliche Kennzeichen und Merkmale gefunden haben, welche nicht nur die Einwirkung des Engels außer allen Zweifel setzen, sondern auch die persönliche Gegenwart und Einwohnung desselben wahrscheinlich machen sollen. Sonach hätte man ihn also für den eingefleischten Erzengel, oder für den Gabriel im Fleische für einen αγγελοπατακτος zu halten.

Mir ist diese Hypothese immer sehr unwahrscheinlich vorgekommen, weil — ich nicht glauben kann, daß der Erzengel eine so schlech=

schlechte Hülle für seine angelische Seele wählen würde. Ueberdies ist Gabriel, wie wir wissen, ein großer Freund der Damen und steht bey ihnen in vorzüglicher Gunst — aber wie wäre es möglich, daß er in einer solchen Gestalt bey ihnen sein Glück machen sollte?

Ohne eine förmliche und totale Blendung aller fünf oder sechs Sinne wäre so etwas gar nicht denkbar! Nein, eine solche Einfleischung und Einwohnung läßt sich, ohne die größte Unwahrscheinlichkeit, nicht annehmen.

Dem ohngeachtet behaupten wir eine grosse Verwandschaft zwischen beyden Geistern, zwischen dem Gabriel nämlich und dem Schelling. Daß solche ätherische Genies Gabriels Leute sind, haben wir schon mehrmals bemerkt; und daß F. W. J. Schelling ein solches Genie sey, ist weltkundig; also brauchen wir uns dabey weiter nicht aufzuhalten.

Was zuförderst die Welt=Seele anbetrifft, so darf man nur einen flüchtigen Blick in dieses Buch voll hoher Weisheit werfen, um auf das untrüglichste von Gabriels Mit=Autorschaft überzeugt zu seyn.

Anlangend aber die Körper=Seele, oder die Lebens= und Geistes=Intelligenz dieses gabriel'schen Lieblings=Jüngers, so scheint sie durch Gabriels Hand eine ganz besondere Form, Einrichtung und Stimmung erhalten zu haben. Schon auf der Schule zu Leonberg (im Herzogthume Würtemberg, dem Geburtsorte unsers Helden, wo auch der Prof. Paulus zur Welt geboren wurde) schenkte ihm Gabriel soviel Verstand und Weisheit, daß er nicht nur alle seine Mitschüler — denn das will nicht viel sagen — sondern auch (und das will mehr sagen) alle seine Lehrer übertraf. Eben so ging's auch auf dem Gymnasio, auf der Universität und in dem herzoglichen Stifte, wo er als das Wunder seiner Zeit angestaunt wur=

wurde, und wo seinen Lehrern und Examinatoren allemal ganz ausserordentlich bange ward, so oft sie ihn unterweisen oder examiniren sollten. Und als er sich nun gar erst in und auf die Philosophie, besonders die organische, warf, und von Gabriel eigenhändig auf dem transscendentalen Gesichtspunkt, und noch drüber hinaus, gehoben wurde, da übertraf er alles, was je von Menschen geschehen und was je in eines Menschen Kopf und Herz gekommen war. Seinem eignen Vater (der jetzt Superint. zu Schorndorf ist) wurde bange ob der gar zu großen und frühzeitigen Weisheit seines Sohnes, und er rief ihm mit den Worten des Landpflegers Felix zu: „Joseph, du rasest! „Deine große Weisheit macht Dich ra„send!“

Er selbst weiß und fühlt, daß ihn der Engel Gabriel treibt und seine Freunde wissen, und sagen und schreiben es auch. Vergl. den Anschlag und die officielle Taxation des Schel-

Schelling'schen Geistes=Vermögens=Zustandes in der Erlanger Lit. Zeit. Intelligenzbl. 1799. Nr. 2.

Als Johann Gottlieb Fichte, beschriebener Maßen, Jena verließ, ging er nicht mit ihm, sondern blieb allda, und — daselbst ist er noch bis auf den heutigen Tag.

Ende.

2

Die Erscheinungen des Engels Gabriel;

Oder:

der Engel Gabriel und Johann Gottlieb Fichte.

Erster Theil.

Im siebenten Jahr der Fichte'schen Offenbarungen.

Dem

allerseligsten und großmächtigsten

Erzengel Gabriel

in tiefster Ehrfurcht geweiht.

Wem anders als Dir, allerseligster und großmächtigster Gebieter! könnte ich wol dieses Büchlein, das Deinen ehrwürdigen Namen an der Stirn trägt, widmen? Nein, Du wirst mir nicht zürnen, daß ich mit demselben dieses Werkchen schmücke, und der Welt, obwol mit schwachem Griffel, bekenne, wie viel ich Dir verdanke!

Du hast mir ja selbst die gnädige Erlaubniß gegeben, Deine glorreichen Erscheinungen der im Argen und Unglauben liegenden Welt mitzutheilen, und du hast mich bey der Schilderung derselben auf mancherley Weise huldreichst zu unterstützen geruhet. Möchten doch diese geringen Blätter etwas dazu beytragen können, deinen preißwürdigen Namen unter den Menschen immer mehr zu verherrlichen, und den Einfluß, den Du auf sie von jeher gehabt hast und noch bis auf diese Stunde äusserst, in ein recht helles Licht zu setzen! Wie glücklich würde ich mich alsdenn schätzen!

Wenn

Wenn es wahr ist, was Furetiere sagt: „daß derjenige, der die Dedicationen erfunden habe, ein Bettler gewesen sey;" so folgt daraus, daß es auch eine ädle Betteley gebe, so wie es einen ädlen Stolz u. s. w. giebt, und ich bin dreist genug mich in dieser Hinsicht einen ädlen Bettler zu nennen. Ich dürste nicht nach Silber und Gold, sondern einzig und allein nach Deiner Gunst und Gnade.

Aloysius Novarinus war, meines Wissens, der Erste, der Dir eine Schrift dedicirte, und Du nahmst dieses Opfer so gnädig an, daß Du ihm dafür die animam omnium scien-

tiarum und den Risum Sardonium eingabst, und ihn sein ganzes Leben hindurch zu Deinem beglückten Günstling machtest. O möchte mir doch nur ein Theil jener Gunst zu Theil werden? Dann würde ich bald unter der Legion deutscher Schriffsteller leuchten wie des Himmels Glanz, und mein Name würde in das große Buch der Unsterblichkeit eingetragen werden. Es geschehe also

Erlauchter Gabriel!

Deinem Knechte.

Vorbericht.

Unsere Schriftsteller haben seit mehrern Jahren die Engel, Teufel, Dämonen, und andere Geister, so stark in Requisition gesetzt, daß man sich in der That darüber wundern muß, wie sie immer noch neue Subjekte auftreiben können. Indessen ist die Geisterwelt, wie wir wissen, ungleich stärker bevölkert, als die Menschenwelt, so daß, nach Jacob Ode's *) Berechnung, auf jeden Menschen wenigstens zehntau-

*) In seinem Traktate: De Angelis. Traject. 1739. 4. S. 18. ff.

send Geister kommen, ohne dabey die spiritus familiares in Anschlag zu bringen, welche jedem Erdenbewohner als Conduktoren zugegeben sind. Da nun unter den 150 Millionen Einwohnern, welche Europa (bey welchem wir hier stehen bleiben wollen) zählt, die Zahl aller Schriftsteller sich nicht über eine halbe Million beläuft, und mithin die ganze Summe der Geister den Autoren allein zu gut geht, so sieht man schon aus dieser allgemeinen Berechnung, daß es ihnen eigentlich nie an tauglichen Subjekten fehlen könne. Und daß dies wirklich nicht der Fall sey, beweisen die vier und dreyßig neuen Geistergeschichten, mit welchen die verflossene Messe abermals bereichert worden ist.

Ein fataler Umstand für schreiblustige Autoren ist's freylich, daß die wenigsten

Gei-

Geister Namen haben, oder vielmehr, daß wir, bey unserer Unbekanntschaft mit den himmlischen Kirchenbüchern und Taufregistern, diese Namen nicht wissen, und daß wir uns also mit den wenigen, welche in der heil. Schrift und in andern Religionsschriften vorkommen, behelfen müssen. Allein manche Schriftsteller in diesem Fache, welche man die Nominalisten nennen könnte, besitzen im Namengeben eine ungemeine Stärke und Fertigkeit, und die Herren Spieß, Cramer, Arnold und Consorten lassen, wenn es ihnen an Namen gebricht, ganze Bataillone von Engeln, Teufeln, Dämonen, Nixen, Silphen u. s. w. anrücken.

Gewisse Kritiker haben zwar unsern Geister-Geschichten, besonders den neuern, den Vorwurf machen wollen, daß sie zwar viel Geister, aber wenig Geist

enthielten; allein das sind hämische, ungerechte und lieblose Urtheile, und das gerechtere Publikum hat längst entschieden, daß es eine solche Enallage numeri, ich meine einen solchen Pluralis und Singularis nicht anerkenne.

Fast sind in neuern Zeiten die bösen Engel und Geister mehr an der Tagesordnung gewesen als die guten, eine Wahrnehmung, die den Moralisten leicht zu dem Schlusse Veranlassung geben dürfte, daß das böse Princip die Herrschaft über das Gute davon getragen habe. Man muß aber nur bemerken: daß dieses anscheinende Uebergewicht eigentlich nicht in rerum natura, sondern nur in der Schriftsteller-Geisterwelt angetroffen werde, und daß es nur darauf ankomme, daß sich mehrere derselben dahin vereinigen, sich ausschließend mit den guten En-

Engeln zu beschäftigen, und zwischen beyden Mächten das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Dazu soll denn auch jetzt durch die Erscheinungen des Engel Gabriel ein kleiner Anfang gemacht werden. Oft schon habe ich mich darüber gewundert, daß dieser Geist, der einst eine so große Rolle auf Erden spielte, und seit Mohammeds Zeiten, und noch früher, als Premier-Minister im Himmels-Ministerium dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorstand, von unsern Schriftstellern so ganz und gar vernachlässiget werde; und in gerechter Indignation über eine solche unverdiente Geringschätzung stieg oft der Wunsch in mir empor: daß sich der Geist, der vorzugsweise „der starke" heißt, dafür an ihrem Geiste, der vorzugsweise „der schwache" ist, rächen möge!

Ich für meine Person hingegen schmeichele mir, durch diesen Dienst seine Gunst in einem hohen Grade mir erworben zu haben, und bey meinen Geistesarbeiten auf seine Beyhülfe rechnen zu dürfen.

Gabriel sey mit mir, mit allen Schriftstellern, mit allen Recensenten und — mit allen Schönen, welche seines besondern Schutzes genießen!

Der Verfasser.

Die
Erscheinungen des Engel Gabriel.

Erste Erscheinung
in vier Akten und vielen Scenen.

„Und ich hörte zwischen Ulai eines Menschen „Stimm', der rief und sprach: Gabriel, lege „diesem das Gesicht aus, daß er's verstehe!"

Prophet Daniel 8, 16.

In der vorgesetzten Stelle kommt der Engel Gabriel, von dessen Erscheinungen wir hier handeln wollen, zum erstenmal vor, und zwar als Dollmetscher und Interpret eines Gesichtes, welches dem guten Daniel, der zuweilen von etwas schwerer Begreiflichkeit war, unerklärbar schien. Die ungewohnte Erscheinung „des

Mannes Gabriel, der daher flog", machte einen großen Eindruck auf den mit den Geistern und ihrer Manier damals noch nicht vertrauten Propheten. „Er erschrak und fiel auf sein Angesicht, da er kam", und der Schrecken wirkte so auf ihn, daß er „schwach und etliche Tage krank" ward. Bald darauf kam der Engel wieder zu unserm Daniel (K. 9, 21.) und enthüllte ihm das große Geheimniß der siebenzig Wochen, worauf noch bis auf den heutigen Tag, wie der Superintendent Typke zu Dobrilugk, dessen Gehirn neulich ein Kritiker beleuchtete, erwiesen hat *), die Grundfeste des Christenthums beruht.

Nach dieser Gesandschaft verschwand er (nemlich Gabriel) auf lange aus unserm sublunarischen Zenith und Nadir, und befand sich wahrscheinlich während der Zeit in höhern oder niedrigern Regionen auf wichtigen Expeditionen, von

*) In der prophetischen Schrift: Welch' Zeit ist es im Reiche Gottes 1799? von J. H. Typke.

von welchen wir aber, bis auf diese Stunde, noch keine bestimmten Nachrichten haben.

Um das Jahr der Welt 3983 erschien Gabriel abermals auf unserm Planeten zu einer geheimen Expedition in Palästina. Diesmal hatte er es mit keinem Propheten, sondern mit einem Priester und mit zwey Damen zu thun. Madame Elisabeth ward, auf die tröstliche Zusicherung, die er dem alten Zacharias gethan hatte, schwanger, und beyde erkannten darin die kräftige Beywirkung des Gabriel. Sechs Monate darauf hatte er ein Rendez-vous (oder Stell-dich Ein, nach Herrn Campe's Dollmetschung) mit der Jungfrau Maria, wobey uns aber blos das erzählt wird, was gesprochen wurde. Auch diese ward schwanger befunden, und da Gabriel nunmehr seine Mission vollendet hatte, so kehrte er wieder in seine Regionen zurück; vermuthlich, um weiter gebraucht zu werden.

Herr Spieß, der große Geisterbanner, läßt seinen „Alten Ueberall und Nirgends“, nach Vollendung einer terrestrischen

Expedition, immer ein volles Jahrhundert abwesend seyn, und nach Verlauf desselben ihn regelmäßig wieder erscheinen. Das kann Herr Spieß wohl, da er über seinen Alten freye Disposition hat; wir hingegen können mit unsern Erscheinungen so freygebig nicht seyn, da sie nicht von uns abhängen, sondern rein faktisch und historisch sind.

Ueber fünf Jahrhunderte war Gabriel abwesend. Endlich ließ er sich im Jahr 609 nach Chr. Geb. wieder sehen und hören. Arabien war diesmal der Schauplatz, wo er auftrat. Bald nach seiner Erscheinung befand sich die Gattin des Koreischiten Abdalla schwanger, und brachte einen Knaben zur Welt, den man Mohammed nannte. Welchen Antheil er an ihm nahm, bewieß der Umstand, daß er ihn am achten Tage nach seiner Geburt selbst beschnitt, und daß er die ganze Erziehung des Knaben auf eine unsichtbare Weise dirigirte. Als endlich der Zeitpunkt seines Wirkens gekommen war, da würdigte ihn Gabriel der geheimsten und wichtigsten Offenbarungen, und theilte

ihm

ihm eine Religionslehre mit, welcher die halbe Welt beypflichtete, und worin die Weiber und Hurahs nicht vergessen sind.

Man weiß aus der Geschichte, wie hartnäckig der neue Prophet sich anfangs gegen seinen Offenbarer betrug, wie er immer nicht glauben und schlechterdings nicht lesen wollte, weil er es, wie er ganz treuherzig versicherte, nicht gelernt habe, wie er immer die erhaltenen Aufträge wieder vergaß, und wie ihn sein Präceptor oft am Ohre zupfen, und durch eine eigends dazu bestellte Taube das Vergessene wieder einflüstern lassen mußte. Da wir aber alles dieses, so wie die Schicksale des Propheten, der die Flucht aus seiner ungläubigen Vaterstadt ergreifen mußte, und in Medina willig aufgenommen wurde; der auf einem Grauschimmel (oder wie andere Gelehrte behaupten, auf einer Ziege) den ihm der Engel vorritt, unter dessen Begleitung eine sentimentalische Himmelsreise machte, und auf derselben von dem großen Himmelshahn angekrähet wurde — und der endlich in den Armen seiner

Lieblingsgemalin Ajescha seinen Geist aufgab, und an seinem Leichnam noch die Merkmale einer ungewöhnlichen Stärke, zur freudigen Zurückerinnerung seiner funfzehn Weiber, zurückließ — da wir, sage ich, dies alles aus der Geschichte als bekannt voraussetzen können, so halten wir uns beym Mohammed, dessen Geschichte wir hier nur im Vorbeygehen berühren konnten (übergehen durften wir sie nicht, wie die Leser aus dem Folgenden ersehen werden) nicht länger auf, sondern kommen unserm Vorhaben sogleich näher.

Mit der Seele des Propheten flog der Engel gen Himmel, um sie dort an die Behörde abzuliefern. Er kehrte von dannen nicht wieder zurück, weil mit dem Tode Mohammeds seine Sendung vollendet war. Zwölf Jahrhunderte hindurch kam er nicht wieder zur Erde herab, entweder, weil er anderwärts zu sehr beschäftiget war, oder weil er zu der bevorstehenden Mission sich lange vorbereiten und eine Menge geheimer Instruktionen einholen mußte, oder endlich, weil er sonst seine besondern für die mensch-

menschliche Kurzsichtigkeit und Beschränktheit nicht faßlichen Gründe hatte.

Zwar sind einige Gelehrte der Meinung, daß der Engel Gabriel zu der letzten Sendung, von welcher hier geredet werden soll, bey weiten nicht so viel Zeit gebraucht habe, und daß er in dieser langen Zwischenperiode mehrmals auf Erden erschienen sey, um wichtige Aufträge zu besorgen. Unter andern, sagen sie, war er ganz zuverlässig im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Wittenberg, um den Augustiner-Mönch Martin Luther zu seinem grossen Unternehmen anzufeuern und vorzubereiten, und ihm dabey hülfreiche Hand zu leisten. Ja, Einige gehen sogar so weit, daß sie die Unterredungen zwischen Luther und Gabriel wissen wollen — ob a priori oder a posteriori, können wir nicht entscheiden; — und sie berufen sich dabey auf die Zeugnisse solcher Personen, die beyde in ihren Unterredungen belauscht haben wollen. Allein dieses ist erlogen; denn jene Zeugen, die wir ebenfalls kritisch vernommen haben, sagen weiter nichts aus, als daß sie den Reformator al-

allein und für sich hätten reden hören. Vom Engel Gabriel sey dabey weder etwas zu hören noch zu sehen gewesen; und wann Luther sich ja mit jemand unterredet haben sollte, so sey das gewiß niemand anders als der leidige Teufel gewesen, nach dem er auch das Dintenfaß geworfen, und dabey, nach Gewohnheit, einen christlichen Hausfluch ausgestoßen habe. Diese Behauptung ist daher als völlig grundlos zu verwerfen, und eben so alle vorgeblichen frühern Erscheinungen unsers Himmelshelden, weil sie völlig unhistorisch sind.

Eben so unzulässig ist dies Vorgeben einiger Kantianer, daß unser Gabriel ihrem Immanuel, den Gott im Geiste offenbaret habe, erschienen, und ihm bey der Ausarbeitung seiner Kritiken willfährige auch kritische Hülfe geleistet habe. Selbst ächte Kantianer haben gegen dieses Vorgeben und gegen jede Offenbarung, die ihrem Immanuel von aussen her zu Theil geworden sey, feyerlichst protestiret, aus dem Grunde, weil dieser Vater der Philosophie so viel innere Offenbarungen

gen seines Geistes habe, daß er der äußern Offenbarungen eines Fremden nicht bedürfe. Zwischen Kant und Gabriel findet also nicht der geringste Causal=Nexus statt.

Allein ganz ohne Einfluß scheint Gabriel auf die irdischen Angelegenheiten doch nicht gewesen zu seyn, ob wir gleich dadurch noch keine Erscheinungen und unmittelbaren Offenbarungen zugeben. Bey der französischen Revolution scheint er sehr thätig gewesen zu seyn, und den Gang derselben geleitet zu haben. Ja, ich wäre fast geneigt zu glauben, daß er selbst mit einzelnen Individuen und Helden derselben, besonders mit Maximilian Robespierre, in einer vertrautern Connexion gestanden habe. Wer das Leben dieses großen (berüchtigten, sagen die Gegner) Mannes gelesen hat, der wird mit den Erscheinungen, die er zu Arras hatte, einigen Zusammenhang mit Gabriel finden. Der Ausgang scheint indeß den Erwartungen und Planen des letztern nicht entsprochen zu haben, und daher kommt's unstreitig, daß er sich über diesen Punkt in keine Erklärun-

gen eingelassen hat. Die Fichtische Revolutions-Schrift, von welcher weiter unten die Rede seyn wird, scheint diese Vermuthung ebenfalls zu bestätigen. Doch — wir entscheiden nichts!

Es wird also hier angenommen, daß zwölf Jahrhunderte verstrichen, ehe Gabriel die Erde in sichtbarer und hörbarer Gestalt wieder betrat. Während der Zeit waren die Menschen, und besonders die Gelehrten, in ihrem verkehrten Sinn so weit gegangen, daß sie nicht nur die Existenz des Teufels *) und aller bösen Engel, sondern auch die Wirklichkeit und Persönlichkeit Gabriels und aller guten Engel geleugnet hatten. Die Philosophen fingen den Engel- und Dämonen-Krieg an, und gingen den Theologen, welche sie für die

Aliir-

*) Hiervon muß man aber den neuesten Advocatus Diaboli Herrn D. Erhard, der im Niethammer'schen philosophischen Journal eine Apologie des Teufels schrieb, wofür aus Dankbarkeit dieser hinwiederum sein Apologet werden wird, ausnehmen.

Alliirten und Vorfechter der Dämonen hielten, mit solchem Ungestüm zu Leibe, daß sich diese, nach einer abgeschlossenen Capitulation, worin sie sich freyen Abzug ausbedungen, gänzlich zurückzogen. Der größte Theil derselben trat sogar zur feindlichen Fahne über. Seit dieser Zeit wurde die Niederlage der Engel und Teufel für entschieden angesehen, und die Sieger stimmten schon den Triumphgesang über das gestürzte Babel an.

Allein ihr Triumph war ein wenig zu voreilig; denn an die Stelle der Dogmatiker traten die Dramatiker und nahmen die Geister, Engel, Teufel, Gespenster u. s. w. so kräftig in Schutz, daß ihnen seit mehrern Jahrern nicht nur eine sichere Rückkehr verstattet ward, sondern daß sie auch mit offenen Armen aufgenommen wurden. Natürlicher Weise hatten sich die himmlischen und höllischen Wesen nicht viel um diese Streitigkeiten der Sterblichen bekümmert, da sie eine vollkommene Spontaneität besaßen, so daß ihre Existenz nicht an die Dogmen gebunden war. Sie existirten und wirkten fort, die

Men-

Menschen mochten glauben und lehren, was sie wollten. Aber lieb war's ihnen freylich, daß man sie solenniter wieder in integrum restituiren und ihre Ehre retten wollte. Diese allgemeine Bemerkung bitten wir auf unsern Fall anzuwenden.

Es war im Anfang des letzten Decenniums des zu Ende laufenden achtzehnten Jahrhunderts, im Jahr ein tausend siebenhundert und ein und neunzig, im Weinmonat, als sich der Engel Gabriel an den Ufern der Ostsee herniederließ. Warum es eben in dieser Gegend geschah, werden die Leser sogleich errathen.

Immanuel Kant war es, der ihn anzog? Richtig! Kant war es allerdings, um dessentwillen er diesmal vom Himmel herabkam. Allein wenn man glaubt, daß er gekommen sey, um ihn zu unterstützen und in der Ausbreitung seiner Lehre behülflich zu seyn, so irret man sehr. Kant hatte sein System schon zehen Jahre früher nach langem mühsamen Studiren selbst erfunden, ohne sich dabey eines dienstbaren Geistes zu bedienen.

Man

Man sagt (was aber nicht gerade zu verbürgt werden kann,) Gabriel habe einen besondern Trieb in sich verspürt, sich diesem Reformator der Philosophie, dessen Ruhm im Himmel sehr groß zu werdeu anfieng, mitzutheilen, und er habe sich daher einst in unsichtbarer Gestalt zu ihm herabgelassen, um ihm seine Dienste anzubieten. Allein schon der bloße Anblick des alten, steifen und dürren Mannes sey ihm zuwider gewesen, und er habe, gleich einem zweyten Lavater, der durch den Apostel Johannes in einiger Connexion mit Gabriel gestanden haben soll, es ihm sogleich in dem Gesichte angesehen: daß er das Feuer- und Emanations-Author-Genie nicht sey, welches er suche. Andere wollen behaupten, Kant habe die Dienste, die ihm Gabriel anbot, mit einer ziemlichen Dosis von Professor-Stolz von sich gewiesen, und ausdrücklich erklärt: daß er sich selbst genug sey. In wie ferne diese Behauptungen gegründet sind, oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden. Soviel ist aber gewiß, daß der Königsberger Professor beym Himmels-Premier-Minister eben so wenig in Gunst stand,

als

als beym Minister des geistlichen Departements zu Berlin, v. Wöllner. Gabriel kam daher nicht, um Kant zu unterstützen, sondern um ihn — zu stürzen.

„Zu stürzen? Wie sollte das Gabriel, der „ja ein Engel des Lichs ist, gekonnt haben."

Tantaene animis coelestibus irae?

Ein solch großes Werk, wie die kritische Revolution war, und das nicht sine numine unternommen seyn konnte, sollte er haben vernichten wollen?

Ich antworte hierauf: Wie, und woher Gabriel nun solche verderbliche Absicht gehabt haben könne, weiß ich nicht; aber daß er sie wirklich gehabt habe, das ist gewiß, und wird aus dem Folgenden aufs Deutlichste erhellen. Eben weil er eine himmlische Potenz und ein Engel des Lichts ist, handelt er nach ganz andern Maximen, als die irdischen, sublunarischen Menschen, die es sich nicht anmaßen dürfen, über seine Absichten absprechend urtheilen zu wollen. Wer hat seinen Sinn erkannt, und wer ist je sein Rathgeber

ber gewesen? Seine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, und seine Wege sind nicht Eure Wege.

Es ist bekannt, daß Kant eine Stutzperůque trägt. In diesem, wie es scheint unbedeutendem Umstande nun finden Einige, die sich einer tiefern Gnosis rühmen, den Grund der Abneigung Gabriels, weil dieser, wie notorisch, eine unbesiegbare Stutzperůquen-Scheue habe, und alle Menschen, die ihr Haupt damit bedecken, fliehe. Auch dieser Grund scheint uns nicht hinreichend zu seyn; wenigstens möchten wir ihm allein kein zu großes Gewicht beylegen, und wir verweisen daher auf die oben gemachte Bemerkung.

Gabriel erschien also an den Ufern der Ostsee, um die kantische Philosophie zu verdrängen. Wie er das anfing, werden wir sogleich sehen.

Erster Akt.

(an den Ufern der Ostsee.)

Argumentum materiae.

Der Engel Gabriel offenbart sich dem Candidaten des heil. Predigtamts Johann Gottlieb Fichte, und giebt ihm die Kritik aller Offenbarung ein.

Es war in einer heitern, mondhellen October-Nacht des Jahres 1791, Nachts um 11 Uhr als der Engel Gabriel in der Gestalt eines alten, bärtigen Mannes (ein Costüm, in welchem er aber bey Damen niemals erschien) vor das Bette des noch wachenden und mit großen Entwürfen umgehenden Johann Gottlieb Fichte trat. Er fuhr gewaltig aus seinen Meditationen zusammen, als er die unbekannte Gestalt erblickte, und war so eben im Begriffe, sich aus dem Bette hervorzustürzen, oder — wie andere sagen — sich tiefer unter die Bettdecke

zu verscharren, als ihn diese folgendermaßen anredete:

Gabriel. Gottlieb! Gottlieb! Gottlieb!

Fichte. Was willst Du von mir? Und wer bist Du?

Gabriel. Ich bin das Ich, und Du bist das Nicht-Ich.

Fichte. Was? Das Ich! Du bist wahnsinnig! Was willst Du?

Gabriel. Ich bin nicht wahnsinnig, sondern ein vernünftiges Ich. Du wirst mich schon näher kennen und meine Sprache verstehen lernen. Fasse nur Zutrauen zu mir, denn ich meine es gut mit Dir, und will aus Dir einen grossen Mann machen.

Fichte. Einen großen Mann? Das wäre? O, der möchte ich gerne werden!

Gabriel. Sag' mir, kannst Du schreiben?

Fichte. Schreiben? O ja, das kann ich. Das hab' ich auf der Schulpforte gelernt, und gebe auch meinen Eleven Unterricht darin.

Gabriel. Du hast mich nicht recht verstanden. Ich meine, ob Du deine Gedanken schrift-

lich aufsetzen, nach den Regeln der Orthographie, Grammatik und Rhetorik einen Aufsatz machen — ob Du ein Buch schreiben kannst?

Fichte. Ein Buch habe ich noch nicht geschrieben. Gewollt hab' ich's zwar mehrmals; ich wußte nur aber immer nicht recht, was und wovon ich schreiben sollte. Einmal hatte ich mir vorgenommen eine Erklärung des Katechismus Lutheri zu schreiben und drucken zu lassen; allein der Verleger, dem ich sie anbot, wollte sie nicht in Verlag nehmen, ob ich gleich nur zwey Thaler für den gedruckten Bogen verlangte. Eben so ging mir's auch mit einer kleinen ökonomischen Schrift. Ich habe das Manuscript zu beyden noch fertig im Pulte liegen. Bist Du vielleicht ein Verleger, oder ein Geist desselben, so kann ich Dir sogleich....

Gabriel. Laß nur gut seyn! Solche Sachen mußt Du nicht schreiben. Für Dich sind höhere und wichtigere Gegenstände bestimmt.

Fichte. Das wäre! O, ich schreibe Alles, wenn's darauf ankommt. Nur muß es nicht in lateinischer, oder sonst in einer andern als

mei=

meiner Muttersprache seyn, denn nur diese verstehe ich.

Gabriel. In Ansehung der Sprachen sey nur ohne Sorgen. Du schreibst blos deutsch.

Fichte. Aber was soll ich denn eigentlich schreiben? In welchem Fache und über welchen Gegenstand?

Gabriel. Etwas Philosophisches.

Fichte. (sich die Stirn reibend) Mit der Philosophie ist's nun so eine Sache. Ich muß gestehen, daß ich in ihre Geheimnisse nicht so recht eingeweiht bin. In Jena hörte ich zwar ein halbes Jahr Logik und Metaphysik; allein theils hatte ich oft Abhaltungen und Verhinderungen, in's Collegium zu gehen; theils habe ich das Wenige, was ich daraus etwa gelernt hatte, wie man zu sagen pflegt, größtentheils wieder ausgeschwitzt.

Gabriel. Das schadet nichts. Wenn Du weiter keine Bedenklichkeiten hast, so wird's schon gehen.

Fichte. Ich zweifele sehr daran, ob ich in diesem Fache jemals mein Glük machen werde.

Wer heut zu Tage kein Kantianer ist, der — — —

Gabriel. Gut, daß Du von den Kantianern sprichst. Kennst Du den Professor Kant in Königsberg?

Fichte. O ja! Ich habe ihn mehrmals gesehen; aber gesprochen habe ich ihn nie. In seinen Collegien bin ich auch gewesen.

Gabriel. Hast Du ihn verstanden?

Fichte. Nein.

Gabriel. Was folgt daraus?

Fichte. Du fragst sonderbar. Ohne Zweifel folgt daraus, daß ich — — — daß ich ihn nicht verstehen — konnte. *)

Gabriel. Das ist unbestimmt gesprochen. Du mußt sagen; weil er nicht verstanden werden kann, weil er Unsinn redet, baaren Unsinn.

Fichte.

*) „Wer dies nicht einsehen kann, der habe nur Geduld, und folgre aus seinem Nichteinsehen indeß nichts weiter, als was wirklich darin liegt, nemlich, daß er es nicht einsehen kann“.
Fichte's Grundlage des Naturrechts. 1. Th. S. 33. Note.

Fichte. Kant, Unsinn!!

Gabriel. Ja, ja, Unsinn. Du kannst mir's auf's Wort glauben, und ich werde es Dir, wenn Du Zutrauen zu mir haben willst, so wahrscheinlich und einleuchtend machen, daß Du es künftig selbst oft genug sagen wirst.

Doch höre, Gottlieb! Ich muß mich Dir jetzt näher entdecken und erklären. Ich bin der Engel Gabriel, und bin zu Dir gesandt, um Dir wichtige und geheimnißvolle Dinge zu offenbaren, Dich als ein Werkzeug meiner Befehle zu instruiren. Ich fordere weiter nichts von Dir, als: Glaube, und sey stark. Sey unbekümmert, was und wie Du sprechen und schreiben sollst; schreib' und sprich, wie ich es Dir gebe zu schreiben und auszusprechen. Setze ja kein Mißtrauen in Deine Geisteskräfte, denn durch mich sollen sie seyn wie Simson's Stärke, der die Philister zu Boden schlug. Alles, was Du denkst und sprichst, das ist wahr, alles, was Du thust und unternimmst, das ist recht. Hast Du Muth genug, eine große Rolle zu spielen?

Fichte. (nachdem er eine Zeitlang im Nachdenken gleichsam versunken gewesen war) Ich bin des Herren Knecht; mir geschehe, wie du gesaget hast. Ja, ich habe Muth wie ein Löwe!

Gabriel. Kannst Du schweigen?

Fichte. Wie eine Statue.

Gabriel. Nun das freut mich. Mit Dir ist etwas auszurichten. Jetzt hab' ich andere Aufträge zu besorgen; aber Morgen um dieselbe Stunde werde ich Dich wieder besuchen. Ich erwarte Dich am Schreibepulte.

Und der Engel schied von ihm.

Unser Gottlieb wußte selbst nicht recht, wie ihm zu Muthe war, und was er aus der Erscheinung machen sollte. Daß es keine Erscheinung war, die sein Ich gesetzt hatte, wußte er, oder glaubte es zu wissen; allein weiter wußte er auch gar nichts, und alles Uebrige kam ihm

eben

eben so parodor vor, wie Bileam's Esel*) die kantische Philosophie. Gleichwohl war ihm Gabriel eine angenehme und erfreuliche Erscheinung. Er hatte ihm so angenehme Dinge von Schriftsteller-werden, Autorruhm, großer Rolle u. s. w. vorgesagt, und diese Worte schlugen noch lange mit lieblichen Tönen an sein wonnetrunkenes Ohr an. Gottlieb hatte bisher eine sehr geringe Meinung von diesem Engel, den er als Candidatus Ministerii kennen mußte, gehabt; ja er wár sogar über ihn erbittert gewesen, weil er ihn für denselben Engel hielt, der ehemals den Teich Bethesdá bewachte, und der in neuern Zeiten der Consistorial-Engel genannt wird. Ob nun

 gleich

*) Bileam's Esel ist wol niemand anders als der Buchhändler Nicolai in Berlin. Nicolaus ist, wie man aus jedem Glossario ersehen kann, die Uebersetzung des hebräischen Worts Bileam, und der Genitivus oder dandicasus, wie ihn die neuern Philologen lieber nennen wollen, zeigt entweder eine Descendenz oder sonst eine Verwandschaft an. Von einem Sohne Bileam's lesen wir nichts in der Geschichte, folglich ist's der in Bileam's Geschichte so merkwürdige Langohr.

gleich diese Vermuthung ganz irrig war, indem die besten Exegeten von der Identität dieses Teich-Engels mit dem Engel Gabriel nichts wissen, und vielmehr wahrscheinlich gemacht haben, daß es eigentlich Raphael gewesen sey, derselbe, der dem Tobias die antiasmodische Fischleber brachte — so hatte er sie doch nun einmal, und war sehr aufgebracht über ihn, daß er ihm das Consistorial-Teichwasser noch nicht bewegt hatte, ein Akt, dem er damals mit dem größten Verlangen entgegen sah.

Jetzt bekam er auch einmal eine günstigere Meinung von ihm, und er hielt seine Erscheinung zum mindesten für einen Vorboten der bald zu erfolgenden Bewegung. „Möchte doch, so rief er entzückt aus, der gütige Gabriel Wort halten, und mir Morgen wieder erscheinen!“ Einige setzen hinzu, daß er hierauf ein inbrünstiges Gebet an seinen Wohlthäter gerichtet, und sich ihm darin aufs angelegentlichste empfohlen habe. Wäre dieses gegründet, so hätte er sehr übel daran gethan, da wir, nach der Behauptung der Theologen, den Engeln zwar

alle

alle Ehre erweisen, sie aber durchaus nicht anbeten dürfen, was ihm doch als einem Candidato S. Ministerii nicht unbekannt seyn konnte. Sollte indeß unser Gottlieb, was uns jedoch nicht wahrscheinlich dünkt, schon damals das System gehabt haben, dessen ihn der chursächsische Kirchenrath beschuldiget, so hätte er allerdings ganz consequent gehandelt. Mag er übrigens gesagt und gethan haben, was er wolle, so hatte doch die Erscheinung und die frohe Bothschaft derselben einen so wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er in einen recht sanften Schlaf verfiel, aus dem er nicht eher erwachte, als bis seine Zöglinge vor das Bette kamen, und den Herren Hofmeister daran erinnerten, daß es Zeit sey, die Lektionen anzufangen.

Wir wollen ihn hier schlafen lassen, und während der Zeit, unsern Lesern einige Nachrichten und Bemerkungen aus der frühern Lebensgeschichte unsers Helden mittheilen.

Noch ehe Gabriel die Erde berührte, hatte er sich unter den Menschen ein Rüstzeug auserkohren, durch welches er das große Werk, den großen Königsberger Philosophen und seine Schule zu stürzen, ausführen wollte. Seine Wahl schien, dem ersten Blick nach, auf ein sehr unwürdiges und unbrauchbares Subjekt gefallen zu seyn, und die Kantianer würden sich, hätten sie von dieser Absicht vorher etwas gewußt, über diesen anscheinenden Misgriff des Engels sehr lustig gemacht haben. Allein der Erfolg hat diese Wahl vollkommen gerechtfertiget und bewiesen — was freylich eigentlich gar keines Beweises bedarf, da es a priori erkennbar ist — daß ein Engel weiter sieht, als kurzsichtige Menschen.

Zu Krokow in Westpreußen lebte in dem Hause des Grafen von Krokow ein Candidatus Theologiae Johann Gottlieb Fichte. Sein Geschäft war, die Kinder des hochgräflichen Hauses in allen nützlichen Dingen zu unterrichten. Er hatte in dem Erziehungsgeschäfte eine große Uebung und Fertigkeit erlangt,

da er schon seit vielen Jahren als Informator von einer Gegend in die andere wanderte; und da er bey seinen öftern Ortsveränderungen, Kinder von ganz verschiedenen Stande, Alter und Fähigkeiten unter den Händen gehabt hatte. Als Ursache seiner beständigen Auswanderungen und Stations-Veränderungen giebt man gewöhnlich seine allzugroße Halsstarrigkeit, Rechthaberey und Heftigkeit an, wodurch der Hausfriede zum öftern gestört und ihm die Dimission bewirkt wurde.

Sehr zu beklagen ist es, daß uns die Nachrichten von seiner frühesten Jugendgeschichte gänzlich mangeln. Wären wir mit dem besondern Umständen, die sich bey seiner Conception ereigneten, bekannt, so würde sich daraus sein Temperament und sein ganzer physischer und und moralischer Charakter erklären lassen, da die erste Bildung desselben, wie große Aerzte und Psychologen auf das bündigste erwiesen haben, in dem Akte der Erzeugung und Conception zu suchen ist. Eben so wenig sind wir im Stande zu sagen, ob und welchen Antheil der Engel

Ga-

Gabriel daran gehabt habe. Daß der Held unserer Geschichte nicht ohne einiges Zuthun des Himmels-Helden das Licht dieser Welt erblickt habe, wird aus der Analogie wahrscheinlich, und Gabriel scheint bey der Taufe des Knäbleins wobey ihm der Name Johann Gottlieb beygelegt wurde, etwas mehr als bloßer Tauf-Engel *) gewesen zu seyn.

Das einzige, was wir aus Gottlieb's zarter Kindheit wissen, ist ein erstaunlicher Trotz und ein unaustilgbarer Hang zum Schreyen, weshalb ihn auch seine Mutter oft im Unwillen den „krummbeinigten Schreyer“ nannte. Dieses Epitheton sagt zugleich etwas über die ursprüngliche Beschaffenheit seiner Beine aus, an welchen, auch noch jetzt, der erste Zustand etwas sichtbar ist. Kaum zwey Jahre alt wagte er es schon sich seiner Mutter zu widersetzen, und diese mußte daher oft den Vater zu Hülfe nehmen, der ihn denn durch diejenigen Mittel, welche der

*) S. Jean Paul's Erklärung der Holzschnitte zu den zehn Geboten. No. 1.

der weise Sittenlehrer Sirach den Pädagogen recommendirt, wieder in die Grenzen des kindlichen Respekts zurückbrachte.

Aus dem väterlichen Hause in der Lausitz kam unser Gottlieb — in welchem Jahre seines Lebens, wissen wir nicht -- auf die berühmte Schulpforte, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler auf sich zog. Wahrscheinlich zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in den Wissenschaften so vortheilhaft aus? Das eben nicht, wie wir sogleich sehen werden. Es waren dieselben Eigenschaften, die man schon in seinem zweiten Jahre an ihm bemerken konnte. Man sieht hieraus, wie leicht Eltern und Erzieher den Charakter ihrer Zöglinge und Kinder oft verkennen und Tugenden für Laster und umgekehrt ansehen. In unserm Gottlieb regte sich frühzeitig sein besseres Ich; er fühlte sich erhaben über die gewöhnlichen Menschen, und sein hoher Freyheitssinn ließ ihn die Schranken, welche man seiner Geistes- und Körperthätigkeit setzen wollte, nicht anders als mit Unwillen ertragen. Frühzeitig hatte er sich schon den Grund-

satz

satz gesetzt: „Sey consequent und laß deine freye Thätigkeit durch nichts hemmen.“ Zum Unglück aber waren alle seine Erzieher viel zu beschränkt, als daß sie den bessern Funken, der in seiner Seele glühte, hätten ahnen, oder die Richtigkeit jenes Grundsatzes anerkennen sollen. Sie nannten ihn gewöhnlich „einen trotzigen und boshaften Buben, bey dem alle vernünftigen Vorstellungen fruchtlos wären, und den man daher durch die härtesten Züchtigungen bändigen müsse.“

Und in der That, wenn sie überall so streng über ihre Grundsätze hielten, so kann man sie keiner Inconsequenz beschuldigen. Jenem Raisonnement gemäß, wurde der Stab Wehe so oft in Bewegung gesetzt, daß die Annalen der Fürstenschule noch kein ähnliches Beyspiel aufzuweisen haben, ob er gleich von jeher unter den pädagogischen Hülfsmitteln das beliebteste war. Allein alle Züchtigungen der Art fruchteten bey unserm Gottlieb sehr wenig — und er blieb, wenn er sich gerade auf der Erde befand, wohin er sich zuweilen — aus Trotz, sagten die Lehrer,

— zu legen und zu wälzen pflegte, wol einen halben Tag so liegen, ohne daß ihn die heftigsten Schläge zum Aufstehen bewegen konnten. Als er endlich in die erste Classe hinaufrückte, und unter die Obern oder sogenannten Gesellen gerechnet wurde, welche auf jener Schule ein Zwangsrecht gegen die Kleinern ausüben, da zitterten diese allemal, so oft sie den Gottlieb sahen, oder ihn rufen hörten, denn er wußte, bey der geringsten Verzögerung und bey der kleinsten Unachtsamkeit, so derbe Streiche auf ihre jugendlichen Backen zu führen, daß sich die Spuren davon noch nach mehrern Tagen auf denselben befanden. Gefürchtet ward er daher sehr von den Kleinern, und wenn es die Größern nicht auch thaten, so kam es daher, weil sie ihm weit an Kräften überlegen waren. Immer im Kampfe, zog er immer den Kürzern; aber diese Niederlagen schreckten ihn nicht ab, und er hatte doch wenigstens die Beruhigung, seinen Aerger an den Kleinen auslassen zu können.

In Rücksicht der wissenschaftlichen Cultur gaben ihm seine Lehrer ebenfalls ein sehr

sehr schlechtes Zeugniß, und versicherten, daß er in allen Lektionen sehr zurück sey. Besonders zeigte er einen großen Widerwillen gegen alte Sprachen, und die lateinische war ihm so verhaßt, daß er ein Gelübde that, nie in derselben weder zu schreiben, noch zu sprechen — was er bis auf diese Stunde auch treulich gehalten hat. Doch brachte er es ungleich weiter, als Mohammed, der sein Vorgänger in der Gunst Gabriel's war, und der weder lesen noch schreiben konnte. Beydes konnte er nicht nur mit ziemlicher Fertigkeit, sondern er erwarb sich auch schon frühzeitig einige Kenntnisse in der Mathematik und Geometrie. Dies schließen wir aus einer Aeußerung gegen seinen Recensenten in den philos. Annalen: „Am Wissen, lieber Herr, fehlt es mir über diesen Punkt nun eben nicht, aber am Verstehen. Ich habe es, als ich noch in Secunda saß, gar wohl vernommen, daß die Peripherie gleich seyn soll einem Polygon von unendlich vielen Seiten, und daß man den Flächeninhalt des erstern bekommen soll, wenn man den des letztern hat; aber ich habe die Möglichkeit dieser Ausmessung

nie

nie begreifen können, und hoffe zu Gott, daß er mich bis an mein Ende sie nicht werde begreiffen lassen" *). Hätte der Verfasser der „Acht Briefe über einige Widersprüche und Inconsequenzen in Herrn Prof. Kant's neuesten Schriften; nebst einem Postscripte betreffend zwey Beyspiele von Herrn Kant's und Fichte's mathematischen Kenntnissen. Eine Beylage zu den neuen Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin bey (und von) Friedr. Nicolai 1799. gr. 8." — Hätte, sage ich, der Verfasser dieser schlechten Briefe diese Stelle gelesen, so würde er sich nicht darüber gewundert haben: „daß Herr Fichte ein so schlechter Mathematiker sey!" Hieraus wird auch erklärbar, daß der Vorwurf, welchen der Schöpfer der Wissenschaftslehre der Mathematik macht: daß sie den Namen

*) Fichte's Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. 1. Th. 1796. Einleitung 1. S. 9. Note.

men einer Wissenschaft (nach der Wissenschaftslehre nemlich) nicht verdiene, und daß sie in kurzer Zeit so herabgesunken seyn werde, daß man es für keinen Ruhm mehr halten könne, ein Mathematiker zu seyn — nicht aus Unkunde herrühre, und daß hier bey Leibe nicht an das bekannte Sprüchwort zu denken sey: Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

Man kann also doch nicht sagen, daß er die Schule unvorbereitet verlassen habe; und wenn man seine Lebensweise auf den Universitäten Jena, Wittenberg und Leipzig, welche er besuchte, betrachtet, so muß man gestehen: daß er sich stark vorbereitet gehabt haben müsse, weil er es in so kurzer Zeit so weit bringen konnte. Seine Lehrer waren indeß verblendet genug, ihn noch für einen halben Idioten bey seinem Abgange zu halten, und sie besorgten, daß er die academischen Vorlesungen nicht mit dem gehörigen Nutzen würde besuchen können. Allein diese Besorgniß war ganz vergeblich gewesen, denn unser Genie besuchte — gar keine Collegien, sondern suchte sich dafür an sol=

solchen Orten zu entschädigen, wo man das Gegentheil von alle dem antraf, was dem lästigen Schulzwange auch nur von fern ähnlich sah. Wenn man die Größe und Stärke des Körpers abrechnet, so kam er Zachariä's berühmten Studenten-Ideale in allen Stücken gleich, und man konnte ihn für eine treue Copie desselben halten.

Nach rühmlich vollendeten Universitätsjahren trat er als Candidatus Theologiae die Laufbahn eines Informators und Hofmeisters adelicher und unadelicher, gräflicher und nicht gräflicher Kinder an. Bey dieser Gelegenheit hatte er, wie der Held der Odyssee, Gelegenheit, viel Menschen und Kinder, Länder, Städte und Dörfer zu sehen, aus Gründen, die wir schon oben angeführt haben. Nach langen vergeblichen Harren auf die Erscheinung des Teich-Engels, wovon ebenfalls gehandelt worden ist, kam er in das Haus des Grafen von Krokow zu Krokow in Westpreussen, wo ihm dann, statt des erwarteten Teich-Engels der ungleich bessere Offenbarungs-

Engel erschien, von dessen Ankunft die Leser schon benachrichtiget worden sind.

Wer hätte es damals in dem väterlichen Hause und unter der väterlichen Zuchtruthe in der Lausitz, oder unter dem Stab Wehe der Lehrer, und den Fäusten und respective Backen der Mitschüler in Schulpforte, oder in den Kneipen von Jena, Wittenberg und Leipzig, oder endlich bey dem odysseischen Herumwandern von einer Principalschaft zur andern — wer hätte es damals denken sollen, daß dieser Gottlieb dazu bestimmt wäre, einer so hohen Offenbarung gewürdiget zu werden, und eine so große Rolle nicht nur in dieser, sondern auch in jener Welt zu spielen! Ein abermaliger Beweis von der Richtigkeit des Satzes: daß die Menschen in ihrem Urtheil sich oft irren, und — daß der Himmel seine Heiligen wunderlich führe!

Wie in aller Welt kam es denn aber, daß der Engel Gabriel unter so vielen Tausenden gera=

gerade diesen Einen, diesen Candidaten der Theologie dazu auserwählte, um durch ihn eine ganz neue Ordnung der Dinge zu schaffen und einzuführen?

Hierauf haben wir eigentlich schon oben geantwortet. Ein Engel, und besonders ein Erzengel, sieht viel weiter als die Menschen, und hat, wenn man ihm auch nicht Allwissenheit zuschreiben will, wie einige Angelomanen thun, doch eine Vielwissenheit, und eine große und ausgedehnte Kenntniß des Zukünftigen und Verborgenen. Unser Gabriel hat diese schon in so vielen Fällen bewiesen, daß ein Zweifel dagegen, eine grobe Versündigung gegen diese angelische Hoheit wäre. Es sind indeß noch einige besondere Wahrscheinlichkeits-Gründe vorhanden, aus welchen sich diese Zuneigung und Vorliebe erklären läßt, und diese wollen wir jetzt unsern geneigten und ungeneigten Lesern mittheilen, ohne sie jedoch für etwas anders als für subjektive Wahrscheinlichkeits-Gründe und Vermuthungen auszugeben.

Erster Wahrscheinlichkeits-Grund:

1) Der Engel Gabriel ist ein großer Freund von schwarzen Haaren. Die himmlischen Mächte haben eben so gut ihren singulären und bizarren Geschmack als die Erdenbewohner; ja, sie sind hierin noch weit delicater, da sie diese an Feinheit des Nervensystems und der Gefühle unendlich übertreffen. Die Liebe zu schwarzen Haaren ist freylich nichts weiter als eine Bizarrerie Gabriels — allein wer wagt es, ihn deswegen zu tadeln? Friedrich der Einzige konnte die rothen Haare schlechterdings nicht leiden, und er äusserte, als ihm der damalige Lieutenant und nachherige Feldmarschall Laudon seine Dienste anbot: „Ich kann den Rothkopf nicht leiden!“ Gleichwohl that ihm diese Abneigung großen Schaden, und auf dem Congreß zu Reichenbach wollte er zwar neben, aber nicht gegen den rothen Feldmarschall sitzen!

Gerade so ging's auch unserm Gabriel in Ansehung der weißen Haare, die er haßte, und der schwarzen, die er liebte. Mohammed war,

war, wie uns die Geschichte meldet, ein vollkommner Schwarzkopf und daber Gabriels Liebling. Auch der Priester Zacharias, ingleichen die Madame Elisabeth und die Jungfrau Maria müssen schwarze Haare gehabt haben, was auch die Exegeten, die die Letztern gern zu Blondinen machen möchten, und die Maler, die nun einmal gewohnt sind, sie so und nicht anders zu malen, dagegen sagen mögen. Des Erzengels Geschmack ist in diesem Punkte entscheidend. Ueberdies hat Lavater bewiesen, daß alle Orientaler schwarze Haare haben und gehabt haben müssen.

Da nun unser Fichte ganz schwarz an Kopf und Bart u. s. w. ist, so ist's schon aus diesem Umstande leicht erklärbar, wie Gabriel eine besondere Affection auf ihn werfen konnte.

Zweyter Wahrscheinlichkeits-Grund

2) Eine mehr kleine als große, etwas untersetzte und stämmige Figur, sehr starke und markirte Gesichtszüge, breite Schultern und starke

Beine, die sich den schiefen etwas nähern u. s. w. sind körperliche Eigenschaften, durch welche man sich bey Gabriels Geschmacke sehr insinuiren kann, und die bey Fichte, wie auch bey Mohammed angetroffen werden.

Dritter Wahrscheinlichkeits-Grund.

3) Gabriel verlangt sehr scharfe Sinne, vor allen aber eine vorzügliche Stärke, Schärfe und Ausbildung des sechsten Sinns — ob aus bloßer Bizarrerie, oder aus Sympathie, oder aus was sonst für einem andern Grunde, ist uns unbekannt. Daß er aber diesen Sinn wirklich ungemein schätze, ist ebenfalls aus der Geschichte erweislich. Die neutestamentlichen Beyspiele übergehen wir — aber Mohammed's herkulische Ausbildung dieses Sinnes und sein „quindecies per noctem" sind ja bekannt genug. Und daß auch unser Held hierin nicht nachstehe, beweisen die Zeugnisse — — — glaubwürdiger Personen.

Vierter und letzter Wahrscheinlich-keits-Grund.

4) Da Gabriel ein geistiges Wesen ist, so sieht er natürlich auch vorzüglich auf den Geist — und daß er hierin an unserm Gottlieb einen guten Fund that, haben wir durch das Obige schon bewiesen, was auch die Gegner dagegen einwenden mögen. Wer einen solchen glühenden Feuereifer, eine solche Geistesstarrigkeit (ad formam Halsstarrigkeit u. s. w.) und einen solchen moralischen Wissenschafts-Umwälzungs-Sinn (so wie, nach Herrn Hofrath Girtanner's Sprachgebrauch: Staats-Umwälzungs-Sinn) nebst andern Geisteseigenthümlichkeiten, Fähigkeiten und Fertigkeiten besitzt, der muß natürlicher Weise der erklärte Günstling des himmlischen Großbothschafters seyn und bleiben.

Mag man von diesen Wahrscheinlichkeits-Gründen annehmen, welchen man wolle; mag man, soviel als beliebt, hinzusetzen oder davon hinwegnehmen; oder mag man sie endlich samt und sonders als unstatthaft verwerfen — genug

Gabriel fand an unsern Fichte seinen Mann und würdigte ihn seines nähern und vertrauten Umganges. Jetzt fahren wir in Beschreibung des ersten Aktes der Erscheinung weiter fort.

Gabriel hielt dem am Schreibepulte sehnlich harrenden Fichte redlich Wort und erschien um die bestimmte Stunde.

Gabriel. Gottlieb!

Fichte. Rede Herr, denn dein Knecht höret.

Gabriel. Schreib!

Fichte. Was soll ich denn schreiben? *)

Ga=

*) Als Gabriel in jener berühmten Nacht sich dem Mahommed offenbarte, brachte er ihm eine beschriebene Rolle (welches nichts anders als der Alkoran war) und rief ihm zu: „Da, lies" worauf dieser ganz demüthig versetzte: „Herr, ich kann ja nicht lesen." Der Engel wiederholte aber seinen kategorischen Imperativ — und der neue Prophet las.

Gabriel. Schreib' „Critik aller Offenbarung."

Fichte. — — — „Offenbarung!"

Gabriel. Das ist der Titel des Buchs, das du schreiben, und wodurch du in der ganzen Welt berühmt werden sollst.

Fichte. O das ist ja göttlich! Nun will ich gleich darunter setzen: „Von Johann Gottlieb Fichte, des heil. Predigtamts Kandidat."

Gabriel. Halt, nicht so voreilig mein Sohn! dein Name muß schlechterdings wegbleiben.

Fichte. Ich gehorche. Aber erlaube mir zu fragen: wenn soll ich denn durch dieses Werkchen berühmt werden, wenn ich's anonym herausgebe?

Gabriel. Du fragst wie ein Kind! Ich sage dir: Eben durch die Weglassung deines Namens sollst du berühmt werden. Denkst du denn daß in der gelehrten Welt deinen Namen jemand kenne, und daß der Beysatz: „Kandidat des heil. Predigtamts" viel zur Empfehlung desselben beytragen werde? Ja, wenn

wenn noch bey deinen anonymen Namen stände: „Professor der Philosophie," oder: "Hofrath der Philosophie" u. s. w. da möchte es noch gehen. So aber schadet dir dein Person- und Amtsname. Jeder Kritiker denkt: was kann aus Nazareth, was kann aus einem Kandidaten des heil. Predigtamts Gutes kommen? Das, was der junge Mann da sagt, haben wir längst und weit besser gewußt" u. s. w. Die Recensionen deiner Schrift bestehen dann in 12 — 20 Zeilen, und sind, wenn's Glück gut ist, ohngefähr folgenden Inhalts: „Recensent fand in dieser kleinen Schrift man„ches Gute, und sie verdient, nach seiner Ein„sicht allen denjenigen empfohlen zu werden, „welchen es um Belehrung über diesen wichtigen „Gegenstand zu thun ist. In mehrern Punkten „freylich konnte Rec. mit dem Verfasser nicht glei„cher Meinung seyn. z. B. — — — Diese und „einige andere Fehler, welche anzuzeigen der „Raum dieser Blätter verbietet, wird der Ver„fasser künftig bey reifern Jahren und Einsicht „schon vermeiden lernen, und wir hoffen, daß „er bey fortgesetzten Fleiß und Studium noch

man-

„manches Brauchbare liefern wird.“ So sprechen deine Recensenten, und glaubst du wol, daß solche Recensionen deinen Namen unsterblich machen werden?

Fichte. Das freylich nicht. Aber sage mir doch, wie ichs anzufangen habe, um auf eine unsterbliche Weise, wie du meinst, recensirt zu werden.

Gabriel. Befolge nur meinen Plan und er wird dich zum erwünschten Ziele führen. Sieh, diese Schrift, welche ich dir jetzt eingeben werde, enthält Kantische Ideen (wie das zusammenhänge, und warum es kantische Ideen isind, wirst du schon noch zu seiner Zeit erfahren) über einen Gegenstand, den Kant selbst, wie das Publikum im voraus weiß, nächstens bearbeiten will. Erscheint nun die Critik aller Offenbarung, ohne allen weitern Beysatz, so wird man sie für ein Produkt des unsterblichen (hier zog Gabriel seinen himmlischen Mund zu einem höhnischen Lächeln) Immanuel Kant halten und — geschieht das, wie es geschehen soll und muß, so ist dein Glück vor der Hand gemacht. Damit es aber unfehlbar ge=

schehe, so will ich einen von den Redakto-
ren der jenaischen Literatur-Zei-
tung, der sich, sonderbar genug! für einen
großen Kritiker hält, mit Blindheit schlagen;
vielmehr: ich will ihn in seiner natürlichen Blind-
heit erhalten, und in dieser soll er dein Buch
als ein Kantisches aufnehmen und in der allge-
meinen Literatur-Zeitung mit vollem Maul
versichern: „daß der Königsberger Weltweise
„durch diese Critik aller Offenbarung seinen un-
„sterblichen Verdiensten die Krone aufgesetzt ha-
be". Siehst du, so solls gehen.

Fichte. O herrlich, herrlich! wie freu ich
mich darauf! Aber — — einen Zweifel wirst
du mir doch nicht verargen?

Gabriel. Rede!

Fichte. Wann nun die Kritiker doch, ver-
möge ihrer kritischen Gefühls-Sagacität, die
kantische Authentie in Zweifel ziehen,
dann — —

Gabriel. Dann ist's aus mit dir, nicht
wahr? O, ich muß über deinen Glauben an den
Scharfsinn Eurer Kritiker und Recensenten la-
chen!

chen! Ja doch! — Und traust du denn meiner Macht so wenig zu, daß ich nicht ein kritisches Genie irre führen könnte, wenn es anders ja eines Verführers bedürfte?

Fichte. Werde nur nicht böse, wenn ich so nach meinen einfältigen Gedanken rede! Doch ich weiß, du verzeihst großgünstigst, und daher unterstehe ich mich, noch eine Bedenklichkeit in aller Unterthänigkeit vorzutragen. Gesetzt, daß die Kritiker, und namentlich der Jenaische, mein Produkt irriger Weise für einen Ausfluß des kantischen Schöpfergeistes halten und als ein solches nach Würden preisen — werden sie mich dann nicht, wenn ihnen die Augen aufgehen, wegen dieses Irrthums, ob ich gleich ganz unschuldig daran bin, hassen und bey einer andern Gelegenheit dafür züchtigen? und wird mich das Publikum, das mich als ein Wunderthier angestaunt hatte, nachdem die magische Binde hinweggethan ist, nicht geringschätzen?

Gabriel. Da verräthst du nun wieder grosse Unbekanntschaft mit dem Geiste der Kritiker

und des Publikums. Denkst du denn, daß sich jene ein solches Dementi geben werden. Behüte der Himmel! Daß die quästionirte Schrift nicht von Kant sey, werden sie zwar einräumen müssen; aber nun werden sie betheuern: daß sie aber seiner vollkommen würdig sey, und daß du, wegen des tiefen Eindringens in den Geist des Urhebers der kritischen Philosophie, die größte Bewunderung verdienest. Glaube mir, von diesem Augenblicke an, bist du ihr Günstling, weil es ihre eigne Ehre fordert.

Fichte. Es leuchtet mir selbst ein. Und übrigens verlasse ich mich auf deinen Schutz und deine Hülfe. Du wirst's schon machen.

Gabriel. Und dem Verleger in Königsberg wird es auch schon einleuchten, wenn du ihn darauf aufmerksam machst. Ja, er wird sich hinterdrein schon bereitwillig finden lassen, in den öffentlichen Blättern zu erklären: „daß der gegenwärtige Titel nur aus Versehen ausgegeben und der eigentliche zurückbehalten worden sey. Ich werde nächstens mich zu ihm begeben, um ihn zur Annahme deines Verlagsantrags zu präpariren.

Fich-

Fichte. O vortrefflich! o ich Glücklicher! wie berühmt wird nun mein Name werden! Freue dich, Johann Gottlieb Fichte!

Gabriel. Das wird er gewiß. Doch — wir verlieren die Zeit und kommen mit unserer Arbeit nicht vorwärts. Schreib weiter. — — —

Was der Erzengel nun weiter diktirte, brauchen wir nicht hieher zu setzen, weil wir sonst die Kritik aller Offenbarung, die in Jedermanns Händen ist, abschreiben müßten. Gabriel erschien noch verschiedene Nächte hindurch als Diktator, wobey sich unser Held eben so verhielt, wie die Gesandten auf dem Reichstage in Regensburg, wenn sie sich auf der Curie zur Diktatur der Mainzischen Gesandtschaft einzufinden. Endlich war das Geschäfte vollendet, und nun entspann sich zwischen Gabriel und seinem Amanuensis noch folgendes Gespräch:

Gabriel. Nun sind wir fertig, und du kannst mit Julius Cäsar sagen: jacta est alea! Jetzt vernimm noch etwas von dem Schicksal, welches dir dieses Buch bereiten wird.

Fichte. Ich brenne vor Neugierde und Ungeduld es zu erfahren.

Gabriel. Wie es in Ansehung der Recensionen gehen wird, weißt du schon, (und auch unsre Leser wissen es aus dem Obigen und aus dem Erfolg.) Die erste Wirkung der Critik aller Offenbarung ist ein großer Schriftsteller-Ruhm; und die zweyte — eine Frau.

Fichte. Was? Eine Frau? Eine Frau? Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Weibe weiß? *)

Gabriel. Du wirst über sie kommen und deine Kraft wird sie überschatten, sie die im Geschrey ist, daß sie unfruchtbar sey. Darum auch das Knäblein, das von ihr geboren wird, wird Fichte's Sohn genannt werden.

Fichte. Ey, das ist mir lieb! Aber wer, und wo ist sie denn die Auserkohrne, und was hat sie

*) Luc. 1, 34. heißt es: „Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß." Fichte scheint sich mit diesen Dialogen sehr bekannt gemacht zu haben, denn er bedient sich fast immer derselben Ausdrücke.

sie für Quantitäten und Qualitäten, was für — — —

Gabriel. Du bist sehr hitzig. Nur Geduld! Deine Dulcinea lebt in Helvetien im Canton Zürich, und hat ein Vermögen von zwanzig tausend Thalern.

Fichte. Zwanzig tausend Thaler? O, ist's möglich; zwanzig tausend Thaler? O, das bringt mich von Sinnen! Ist's möglich? Hab ich recht gehört, oder sind's etwa nur zwey tausend Thaler?

Gabriel. Nein, es hat seine volle Richtigkeit damit. Zwanzig tausend Thaler, zwölf Groschen und sechs Pfennige.

Fichte. O göttlich! Aber — — hübsch ist sie da wol nicht?

Gabriel. Nun freylich — — nein, das ist sie nicht.

Fichte. Also häßlich?

Gabriel. Aber dennoch angenehm.

Fichte. Und gar zu jung ist sie wol auch nicht mehr?

Gabriel. Sie ist in ihren besten Jahren.

Fichte. Das ist sehr relativ. Wenn sie nur nicht gar zu alt ist!

Gabriel. Sie ist noch nicht aus den Dreyßigen. Bedenke doch, daß Mohammed's erste Gattin, Kadidja, schon vierzig Jahre zählte, als er sie heyrathete; und doch war es diese reiche Wittwe, welche ihn erst eigentlich zum Mann machte. Auch war sie ja die erste, welche seiner neuen Lehre ihren Beyfall schenkte. Bedenke dies und die zwanzig tausend Thaler.

Fichte. Du hast Recht. Es ist da weiter gar nichts zu bedenken, und ich lasse mich daher sehr gern zu einer solchen Parthie bereden*). Aber wie heißt sie denn, damit ich ihr meinen Antrag machen kann?

Ga-

*) „Wird er (der Mann) zur Ehe überredet, so hat dies sehr wenig zu bedeuten, denn bey ihm (dem Mann) geht die eigentliche Liebe (aber doch die uneigentliche?) ohnedies der Ehe nicht vorher, sondern wird erst durch sie erzeugt".

S. Fichte's Grundlage des Naturrechts u. s. w. 2 Th. 1797. Eherecht §. 13. S. 182.

Gabriel. Das Erste wirst du schon erfahren; und das Letzte hast du nicht nöthig, weil sich deine künftige Frau dir selbst antragen wird.

Fichte. Du scherzest mit deinem Knechte, mein Gebieter! Sich mir selbst antragen? Das wäre ja etwas ganz Ungewöhnliches.

Gabriel. Als ob bey dir nicht Alles ungewöhnlich wäre und seyn sollte. Es ist mein völliger Ernst. Nicht lange darauf, wenn die allgewaltige Fama deinen Ruhm verkündiget und die starktönende Posaune der allg. Lit. Zeitung dich kantisirt hat, wirst du ein Brieflein von ihrer Hand erhalten, in welchem sie dir dieselbe, und was dem anhängt, antragen wird.

Fichte. Also der Ruf meiner Gelehrsamkeit und Geistesgröße wird ihr eine solche Liebe zu mir einflößen, daß sie sich über die gewöhnlichen Schranken des Vorurtheils und Herkommens hinwegsetzt? O wahrlich, dann muß sie ebenfalls eine große Seele haben! O das wird gewiß eine feurige, großgeistige, hochherzige Liebe werden!

Gabriel. Daran ist kein Zweifel! Auf ihre Einladung eilst du auf Flügeln der Liebe in die Schweiz, und hier wirst du mehr von mir erfahren. Jetzt weißt du das Schicksal deines Buchs, und das deinige, in so fern es an das erstere geknüpft ist. Ich scheide auf einige Zeit von dir, werde dir aber wieder erscheinen, sobald du meines Beystandes bedürftig bist. Adieu, in Helvetien sehen wir uns wieder!

Wir wollen weder den Engel Gabriel auf seiner Reise begleiten, noch unsern Gottlieb in seinen Meditationen und Träumen über sein bevorstehendes Glük stören. Das erste ist unmöglich; das letzte wäre grausam. Dafür wollen wir lieber, ehe wir in unserer Geschichte weiter fortfahren, einiger Paradoxien des Gabriel — Fichtischen System's (denn so muß man es doch wol nennen, da es eine Art von communio bonorum ist?) gedenken, welche sich auf den letzten Punkt beziehen. Es ist dies freylich eigentlich ein kleines Hysteron — Proteron; allein

lein wir hoffen dafür die Verzeihung unserer Leser zu erhalten.

Gabriel's und Fichte's sonderbare Aeusserungen über die Ehe und Geschlechtstrieb der Weiber.

Siehe: Die neunte Offenbarungs-Urkunde oder: Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. Zweiter Theil, oder angewandtes Naturrecht von Johann Gottlieb Fichte. Jena und Leipzig 1797. 8. S. 161. ff.

„Der Charakter der Vernunft ist absolute „Selbstthätigkeit: Bloßes Leiden um des Lei„dens willen, widerspricht der Vernunft und „hebt sie gänzlich auf. Es ist so nach gar nicht „gegen die Vernunft, daß das erste Geschlecht „die Befriedigung seines Geschlechtstriebes als „Zweck sich vorsetze, da er durch Thätigkeit „befriediget werden kann; aber es ist schlecht„hin gegen die Vernunft, daß das zweyte

 die

„die Befriedigung des seinigen sich als Zweck „vorsetze, weil es sich dann ein bloßes Lei„den zum Zwecke machen würde. Sonach ist „das zweite Geschlecht entweder selbst der An„lage nach nicht vernünftig, welches der Vor„aussetzung widerspricht, daß sie Menschen seyn „sollen; oder diese Anlage kann zufolge seiner „besondern Natur nicht entwickelt werden, wel„ches sich selbst widerspricht, indem dann in der „Natur eine Anlage angenommen wird, die in „der Natur nicht angenommen wird; oder endlich „es kann die Befriedigung seines Geschlechts„triebes sich nie zum Zwecke machen. Ein sol„cher Zweck und Vernünftigkeit heben sich gänz„lich auf.“

„Nun aber gehört doch der Geschlechtstrieb „dieses zweyten Geschlechts, und seine Aeusse„rung und Befriedigung in den Plan der Na„tur. Es ist daher nothwendig, daß dieser „Trieb beym Weibe unter einer andern Gestalt, „und, um neben der Vernünftichkeit bestehen „zu können, selbst als Trieb zur Thätigkeit er„scheine; und zwar als charakteristischer Na-

„tur-

„turtrieb zu einer nur diesem Geschlechte zu„kommenden Thätigkeit.“

„Da auf diesem Satze die ganze folgende „Theorie beruht, so will ich suchen, ihn in das „gehörige Licht zu stellen, und möglichen Miß„verständnissen desselben vorzubeugen.“

1) „Es ist hier von Natur und einem Naturtriebe die Rede, d. i. von etwas, welches das Weib, wenn nur die beyden Bedingungen desselben, Vernunft und Triebe des Geschlechts da sind, ohne alle Anwendung ihrer Freiheit und ganz sich selbst überlassen, in sich finden wird, als etwas gegebenes, ursprüngliches, und aus keiner ihrer vorhergehenden freien Handlungen zu erklärendes. Es wird dadurch aber gar nicht die Möglichkeit geläugnet, daß nicht das Weib entweder unter ihre Natur herabsinken, oder durch Freiheit sich über sie erheben könne; welche Erhebung aber selbst nicht viel besser ist, als ein Herabsinken. Unter ihre Natur sinkt das Weib herab, wenn sie sich zur Vernunftlosigkeit erniedrigt. Dann kann der Geschlechtstrieb in seiner wahren Ge-

stalt zum Bewußtseyn kommen, und bedachter Zweck des Handelns werden. Ueber ihre Natur würden sich die Weiber erheben, wenn die Befriedigung des Geschlechtstriebes weder in seiner Roheit, noch in der Gestalt, die er in einer wohleingerichteten, weiblichen Seele annimmt, Zweck wäre; sondern als bloßes Mittel gedacht würde, für einen andern durch Freiheit sich vorgesetzten Zweck. Wenn dieser Zweck nicht ein ganz verwerflicher seyn soll, (etwa der den Titel Frau, und die Aussicht auf ein sicheres Brod zu haben, in welchem Falle die Persönlichkeit zum Mittel eines Genusses gemacht wird) so könnte er kein anderer seyn, als der Naturzweck selbst: Kinder zu haben; den auch einige vorwandten. Aber da sie diesen Zweck mit jedem möglichen Mann hätten erreichen können, mithin in ihrem Princip gar kein Grund liegt, daß sie gerade diesen wählten, so müssen sie, als das erträglichste, was man noch annehmen kann, gestehen, daß sie diesen nur darum genommen, weil er der erste war, den sie eben haben konnten; welches denn doch keine große Achtung derselben für ihre Person anzeigt.

Aber

Aber, selbst diesen bedenklichen Umstand abgerechnet, möchte vielleicht zugegeben werden können, daß jener Zweck überhaupt den Entschluß, mit einem Mann zu leben, begründen könne; ob er aber als klar gedachter Zweck zum Ziele führe, und die Kinder wirklich nach Begriffen empfangen werden, daran dürfte der Menschenkenner wohl zweifeln. — Man verzeihe diese Deutlichkeit, dem Bestreben gefährliche Sophistereien, durch welche man die Verläugnung seiner wahren Bestimmung zu beschönigen und in der Welt zu verewigen sucht, in ihrer Blöße zu zeigen."

„Daß ich das ganze Verhältniß bildlich bezeichne: Das zweite Geschlecht steht der Natureinrichtung nach um eine Stufe tiefer, als das erste; es ist Objekt einer Kraft des erstern, und so mußte es seyn, wenn Beyde verbunden seyn sollten. Nun aber sollen beiden als moralische Wesen, gleich seyn. Dies war nur dadurch möglich, daß im zweiten Geschlechte eine ganz neue, dem ersten völlig ermangelnde Stufe eingescho-

schoben wurde. Diese Stufe ist die Gestalt, unter welcher ihm der Geschlechtstrieb erscheint; der dem Manne in seiner wahren Gestalt erscheint."

2) „Der Mann kann, ohne seine Würde aufzugeben, sich den Geschlechtstrieb gestehen, und die Befriedigung desselben suchen; ich meine ursprünglich. Wer in der Verbindung mit einem liebenden Weibe diese Befriedigung allein sich noch zum Zwecke machen könnte, wäre ein roher Mensch, wovon die Gründe sich tiefer unten zeigen werden. Das Weib kann sich diesen Trieb nicht gestehen. Der Mann kann freien; das Weib nicht. Es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es thäte. Eine abschlägige Antwort, die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: ich will mich dir nicht unterwerfen; und dies läßt sich ertragen. Eine abschlägige Antwort, die ein Weib erhielte, würde heißen: ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen; welches ohne Zweifel unerer=

erträglich ist. — Raisonnement aus dem Rechtsbgriffe thut es hier nicht; und wenn einige meinen, sie müßten eben so wohl das Recht haben, auf die Heirath zu gehen, als die Männer: so kann man sie fragen: wer ihnen denn dieses Recht streitig mache, und warum sie denn sonach desselben sich nicht bedienen? Es ist dies gerade so, als ob untersucht würde, ob der Mensch nicht eben so wohl das Recht habe zu fliegen, wie der Vogel. Lassen wir lieber die Frage vom Rechte so lange ruhen, bis einer wirklich fliegt." —

„Das Weib kann sich nicht gestehen, daß sie sich hingebe — und da in dem vernünftigen Wesen nur etwas insoferne ist, in wieferne es sich desselben bewußt wird — das Weib kann überhaupt sich nicht hingeben der Geschlechtslust, um ihren eigenen Trieb zu befriedigen; und da sie sich denn doch zufolge eines Triebes hingeben muß, kann dieser Trieb kein anderer seyn als der, den Mann zu befriedigen. Sie wird in dieser Handlung Mittel

für

für den Zweck eines andern; weil sie ihr eigener Zweck nicht seyn konnte, ohne ihren Entzweck, die Würde der Vernunft aufzugeben. Sie behauptet ihre Würde, ohngeachtet sie Mittel wird, dadurch, daß sie sich freiwillig, zufolge eines edlen Naturtriebes, des der Liebe zum Mittel macht."

Liebe also ist die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt. Liebe aber ist es, wenn man um des andern willen, nicht zufolge eines Begriffes, sondern zufolge eines Naturtriebes, sich aufopfert. Bloßer Geschlechtstrieb sollte nie Liebe genannt werden; dies ist ein grober Mißbrauch, der darauf auszugehen scheint, alles Edle in der menschlichen Natur in Vergessenheit zu bringen. Ueberhaupt sollte, meiner Meinung nach, nichts Liebe genannt werden, als das so eben beschriebene. Im Mann ist ursprünglich nicht Liebe, sondern Geschlechtstrieb; sie ist überhaupt in ihm kein ursprünglicher, sondern nur ein mitgetheilter, abgeleiteter, erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe entwickel-

wickelter Trieb, und hat bey ihm eine ganz andere Gestalt; wie wir dies tiefer unten sehen werden." —

„Daß ich alles kurz zusammenfasse: Im unverdorbenen Weibe äußert sich kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe; und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt: aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfniß ist nur das, zu lieben und geliebt zu seyn. So nur erhält der Trieb, sich hinzugeben, den Charakter der Freiheit und Thätigkeit, den er haben mußte, um neben der Vernunft bestehen zu können. Es ist wol kein Mann, der nicht die Absurdidät fühle, es umzukehren, und dem Manne einen ähnlichen Trieb zuzuschreiben, ein Bedürfniß des Weibes zu befriedigen, welches er weder bei ihr voraussetzen, noch sich

als

als das Werkzeug desselben denken kann, ohne bis in das innerste seiner Seele sich zu schämen."

„Darum ist auch das Weib in der Geschlechtsvereinigung nicht in jedem Sinne Mittel für den Zweck des Mannes; sie ist Mittel für ihren eignen Zweck, ihr Herz zu befriedigen; und nur, in wie fern von sinnlicher Befriedigung die Rede ist, ist sie es für den Zweck des Mannes."

„In dieser Denkart des Weibes eine Täuschung erkünsteln, und etwa sagen: so ist es denn doch am Ende der Geschlechtstrieb, der nur versteckter Weise sie treibt, wäre eine dogmatische Verwirrung. Das Weib sieht nicht weiter, und ihre Natur geht nicht weiter, als bis zur Liebe, sonach ist sie nur so weit. Daß ein Mann, der die weibliche Unschuld nicht hat, noch haben soll, und der sich alles gestehen kann, diesen Trieb zergliedere, geht dem Weibe nichts an; für sie ist er einfach, denn das Weib ist kein Mann. Wenn sie Mann wäre, würde man Recht haben; aber dann wä-

re sie auch nicht Sie; und alles wäre anders. — Oder will man uns etwa den Grundtrieb der weiblichen Natur als Ding an sich zu Tage fördern?"

In diesem tiefsinnigen Raisonnement scheint zwar für die Weiber überhaupt, und für Herrn Fichte's Frau insbesondere nicht viel Tröstliches und Erbauliches zu liegen — allein dies scheint nur so, wie wir versichern können. Unsere Damen können, wenn sie auch mit dieser Deduktion nicht sonderlich zufrieden seyn sollten, doch nicht mit dem Verfasser derselben rechten; denn wir haben so eben von ihm gehört, daß es dem Weibe nichts angehe, wenn der Mann, der den Geschlechtstrieb ursprünglich hat, den Liebe- oder eigentlicher zu reden den Sie-Trieb (den Trieb, wodurch das Weib Sie wird) zergliedere. Wir enthalten uns, aus obigen Sätzen Corollarien abzuleiten, da sie sich jedem Leser leicht von selbst ergeben werden. Die einzige Bemerkung sey uns nur noch erlaubt,

daß Gabriel obige Grundsätze hauptsächlich auf die Polygamie, welcher er sehr zugethan ist, und die er dadurch wahrscheinlich auch auf teutschen Grund und Boden verpflanzen will, berechnet zu haben scheint, und daß er daher auch mit denselben bey allen Nationen, welche polygamisch sind, und namentlich bey den Türken, großen Beyfall und Credit finden wird. Gut übrigens für unsern Gottlieb, daß Mistreß Wolstonecraft, die männliche Vertheidigerin der weiblichen Rechte todt ist: denn er würde mit dieser einen schweren Kampf zu bestehen haben, bey welchem ihm vielleicht selbst Gabriel nicht helfen könnte. Sie würde ganz gewiß beweisen, was doch geleugnet wird, daß die Weiber wirklich Geschlechtstrieb haben.

Nach dieser kleinen, aber wie uns dünkt, nicht unzweckmäßigen Abschweifung, kehren wir wieder zu unserer Erscheinungsgeschichte zurück.

Der Erfolg bewies, daß Gabriel ein Geist und Mund der Wahrheit sey. Die Critik aller Offenbarung wurde ohne den Namen ihres Verfassers gedruckt, und der Herr Professor Hufeland in Jena verkündigte der Welt mit großem Jubelgeschrey, daß der zweyte Immanuel im Geist geoffenbaret sey. Nun zweifelten zwar gleich anfangs einige Kritiker, namentlich Professor Jacob in Halle und andere, aus innern Gründen, welche in der Kritik bekanntlich den äußern völlig gleich gerechnet, ja von vielen sogar vorgezogen werden, an der Authentie dieser Offenbarungs-Urkunde d. h. sie sprachen sie dem Königsberger Weltweisen gerade zu ab — und wirklich fand es sich bald darauf, daß diese Kritiker Recht, (welches sonst selten,) und die Jenenser hingegen Unrecht, (welches sonst nie der Fall zu seyn pflegt,) hatten. Der Verleger veranstaltete eine zweyte Ausgabe, auf deren Titel sich: Johann Gottlieb Fichte als Verfasser unterschrieb. Dem Publikum wurde bekannt gemacht, daß jener Irrthum durch ein Versehen des Verlegers, der den Haupttitel, worauf der Name des Ver-

fassers stand, nicht mit den Exemplaren ausgab, entstanden sey. Die glaubige Welt zweifelte nicht an der Richtigkeit dieses Vorgebens; wir hingegen können es, nach Gabriels Aussage, richtiger beurtheilen.

Der Recensent der Critik aller Offenbarung in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, so sehr er sich auch im Geheim über diesen kritischen Mißgriff ärgerte, (zumal da einer seiner Collegen, ich meine den Recensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek, sich sehr über die Schwachheit seines Mitbruders lustig machte, und dieselben Bedenklichkeiten äußerte, die Fichte selbst in obiger Unterredung geäußert hatte), so stimte er doch seinen Posaunenton so wenig herab, daß er ihn vielmehr noch um einige Quinten verstärkte, um sich, wie Gabriel sehr richtig prophezeyt hatte, kein Dementi zu geben. Daß die Dii minorum gentium, das heißt: die übrigen gelehrten Zeitungen und Anzeigen sich der grossen Mutter-Posaune, wie gewöhnlich anschlossen, und nur mit schwächerm Organe und mutatis mutandis ihr Tönchen herleyerten, war schon im voraus zu erwarten.

Nach

Nach so vielen Triumphen der Kritik erfolgte endlich das noch erfreulichere Victoria der Liebe. Die helvetische Schöne (das zweyte Geschlecht hat nun einmal dieses Epitheton und Prädikat, das hier freylich weder ornans noch essentiale ist,) wurde von den geistigen Reizen des Offenbarungs-Helden so bezaubert, daß sie dem Drange ihres liebenden Herzens nicht widerstehen konnte, „nicht nur sich, sondern auch Ihm zu gestehen, daß sie sich (vorerst nur idealisch) hingebe." Wer den obigen Dialog gelesen hat, der wird leicht begreifen, daß Er sich ihr willig hingab, und daß er sich sehr gern „zur Vollziehung der Ehe zwingen" (Naturrecht S. 112.) ließ. Auf Flügeln der Liebe eilte er Helvetien zu, um „das bewegende Princip" (Naturrecht S. 161.) derjenigen zu werden, die sich und ihre — zwanzig Tausend Thaler ihm hingegeben hatte.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Akt.

(An den Ufern des Zürcher-Sees.)

Argumentum materiae.

Der Engel Gabriel offenbart sich Johann Gottlieb Fichte, dem Gelehrten, giebt ihm die Beyträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution; Ersten Theils ein, und macht ihn zum — Professor in Jena.

In den stillen Thälern Helvetien's ruhte unser Held auf den Lorbeern, die ihm seine Critik erworben, und seine Critiker und Recensenten gestreut hatten. Gabriel hätte nicht nöthig gehabt, ihm Verschwiegenheit angeloben zu lassen, denn er hielt die ganze Erscheinungs-Erscheinung so geheim, daß er sie selbst seiner Frau nicht entdeckte. Als sie noch seine Geliebte war, hätte er's gar nicht wagen dürfen. Ob ihm gleich kein solcher Pfahl in's Fleisch und kein Satan's-

En-

Engel, der ihn mit Fäusten schlug Tag und Nacht, wie dem Apostel Paulus, gegeben war, so hütete er sich doch eben so sehr, wie dieser, davor, daß er sich nicht der hohen Offenbarungen rühmte — aus Gründen, die jedem Leser von selbst einleuchten werden.

Allmählich dünkte es ihm auch, als ob die wohlthätigen Wirkungen, welche der englische Critiker auf seine Hände gehabt hatte, sich auch in seinen Kopf hinaufzögen, durch eine Art von Transsfusion; und das vermehrte sein Selbstvertrauen nicht wenig, und die Leute fingen es allmählich an zu fühlen; daß er Fichte sey! In Absicht auf Gabriel aber blieb er, woran er auch sehr wohl that, stets in den Schranken der Bescheidenheit und des allerunterthänigsten Respektes, und betrachtete sich nur als einen gehorsamen Diener und als ein schwaches Werkzeug seines Willens. Hatte er es aber nicht mit ihm zu thun, so war's ihm zuweilen nicht anders, als wäre er Gabriel sebst, ein Gefühl, das sich mit dem Jahren bey ihm vermehrte. Jetzt sah er mit innigster Sehnsucht einem

neuen Besuche seines Gebieters entgegen, weil er sich davon nichts anders, als den größten Segen versprechen konnte.

Und er harrte nicht vergebens. Einst, als er an der Seite seines Weibes an den freundlichen Ufern des Zürcher-Sees saß, und starr (wie Philosophen zu thun pflegen) seinen Blick auf die spiegelhelle Oberfläche desselben heftete, und dabey auch vermuthlich mit seinen Gedanken sehr beschäftiget war, erblickte er auf einmal einen hellen Lichtstrahl, der sich aus den Wolken über sein Haupt langsam und feyerlich herabsenkte. In demselben Augenblicke stand Gabriel vor ihm, nur ihm allein sichtbar.

Gabriel. Nun, Gottlieb, habe ich Wort gehalten, und bist du mit mir zufrieden?

Fichte. O über alle Beschreibung! Wo soll ich Worte hernehmen, großmächtigster Gönner, um dir dafür nach Würden zu danken? Ja, ich verspreche — — —

Gabriel. Keinen Dank; das ist nicht philosophisch. Ein wahrer Philosoph empfängt von Andern Wohlthaten, ohne dafür zu danken,

ken, weil sie ihm diese Wohlthaten aus reinem Pflichtgefühl und aus einer Art von moralischen Zwange leisten müssen; ja man könnte sagen, daß sie ihm eigentlich Dank dafür schuldig wären, daß er Wohlthaten von ihnen annimmt, und ihnen dadurch Gelegenheit verschafft, pflichtmäßig zu handeln. Bey mir tritt freylich eine solche moralische Zunöthigung und unbedingte Nothwendigkeit nicht ein, da ich von ganz anderer Natur bin, als Ihr Menschen; allein demohngeachtet bin ich so eitel nicht, deinen Dank zu verlangen. Spare daher nur deine Worte.

Fichte. Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast, und noch thust!

Gabriel. Laß doch seyn! Was bisher geschah, ist nur der Anfang. Du hast meiner Dienste noch weiter nöthig, und darum bin ich gekommen. Jetzt geh' nach Hause, setz' dich an's Schreibepult und bringe einen kurzen Entwurf der Philosophie zu Papier — es wird schon gehen.

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt, und Gottlieb saß, stumm und gedankenvoll in sich gekehrt, an der Seite seines Weibes, das ihn in seinen tiefen Meditationen, wofür sie die Unterhaltung mit dem Engel gehalten hatte, (was beyde sprachen, mußte sie wahrscheinlich durch Gabriels Veranstaltung nicht vernommen haben,) nicht stören wollte. Die gute Frau muß während der Zeit große Langeweile gehabt haben, denn was kann für ein liebendes Weib langweiliger seyn, als wenn ihr lieber Eheherr, vor lauter tiefer Speculation und Abstraktion, nur ein, um mit Vater Horatius zu reden, truncus ficulnus und inutile lignum da steht, sitzt, oder liegt, daß er vor lauter Anschauen der übersinnlichen Welt und Bewunderung der in derselben bestehenden Heilsordnung, die irdische, häusliche und eheliche Heilsordnung so ganz vernachlässiget? Es gehörte in der That ein großer Grad von Resignation und Gutmüthigkeit dazu, den Engel-Seher so lange stumm und blos auf den innern Sinn reducirt, an ihrer Seite sitzen zu sehen, ohne daß

er

er von ihrem Daseyn auch nur das geringste zu ahnen schien.

Endlich glaubte sie aber doch, daß es Zeit sey, ihn zu unterbrechen und zur Rückkehr zu ermuntern. Sie zupfte ihn also ganz leise beym Arme und sagte: „Lieber Gottlieb, du bist ja so tiefsinnig — wollen wir nicht zu Hause gehen?“ Eine solche Unterbrechung kam unserm Philosophen sehr ungelegen, und er rief daher voll Heftigkeit aus: „Laß mich! Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Siehe, meine Stunde ist noch nicht kommen?“ Erschrocken über diesen unangenehmen Erfolg ihrer so gut gemeinten Erinnerung, wagte sie es eine geraume Zeit nicht, sie zu wiederholen. Endlich wagte sie's doch wieder, und diesmal war er etwas holdseliger und ging mit ihr zurück.

Sie hätte gehofft, daß er seine üble Laune, wofür sie es hielt, im Freyen zurückgelassen habe, und nun in ihrer Gesellschaft aufgeheitert seyn würde. Aber darin hatte sie sich betrogen. So wie er in's Haus eintrat, eilte er auf sein Studierzimmer, schloß die Thüre hinter sich

ab, und blieb, ohne Speis' und Trank zu sich zu nehmen, die ganze Nacht in demselben. Hätte die gute Dame gewußt, welch' ein hoher Beruf ihn dränge, so würde sie über diese plötzliche Denk-Metamorphose weniger bestürzt und traurig gewesen seyn, als sie wirklich war, da sie das Schlimmste vermuthete.

Dort saß er am Pulte und schwitzte, als er in seinem ganzen Leben noch nicht geschwitzt hatte. Auch zerkaute er die Feder so gewaltig, daß nur noch ein kleines Ueberrestchen davon zu sehen war. Einen Entwurf der Philosophie auszuarbeiten — welch eine Aufgabe! Wo nur Gabriel hingedacht haben mußte? Er glaubte anfangs, daß es so gehen werde, wie in Krokow bey der Critik aller Offenbarung, oder daß ihm Gabriel doch wenigstens die Hauptsätze; wenn auch nicht in die Feder, doch in die Seele diktiren werde. Allein der Geist schien ihn diesmal gänzlich verlassen zu haben. Er war sich selbst überlassen, und spürte nicht das geringste von einem fremden Einflusse — und daher jenes Schwitzen;" denn eine kopfanstrengende

Ar-

Arbeit, sagt Unzer, ist das stärkste schweißtreibende Mittel". Warum ihn Gabriel so sitzen ließ, können wir nicht mit Gewißheit sagen. Einige behaupten: er habe ihm (Fichte) seine Abhängigkeit von ihm, und die Unentbehrlichkeit seiner Hülfe recht fühlbar werden lassen wollen — gerade so wie, nach der Versicherung der Gottesgelehrten, die Vorsehung ihre Hülfe einen Moment entzieht, um die Menschen das Bedürfniß ihres Beystandes fühlen zu lassen — ein Mittel, welches allerdings ganz κατ' ανθρωπον ist. Andere hingegen sind der Meinung: er habe ihn an's Selbstdenken und Selbstarbeiten gewöhnen wollen. Vielleicht lassen sich beyde Vermuthungen vereinigen. Oder wollte er sich etwa blos einen kleinen Spaß machen, um zu sehen, was sein Pflegling, sich selbst überlassen, für ein Stück Arbeit liefern werde?

Am Ende des zwölften Abends befreyte ihn endlich Gabriel von der Pein ein philosophisches System auszuarbeiten. „Bist du fertig mit deiner Arbeit"? fragte er. „Ach nein, noch lange nicht —

es ist eine erschreckliche Arbeit!“ war Gottliebs Antwort, der sich dabey den Schweiß von der Stirn wischte. „Laß doch sehen, was du schönes herausgebracht hast,“ sagte Gabriel lächelnd und ließ sich einen Bogen Papier reichen, worauf die Ausbeute einer acht und vierzig stündigen Speculation und Abstraktion enthalten war. Das Lächeln des Engels vermehrte sich mit dem Lesen und am Ende desselben gieng es sogar in ein lautes Lachen über, welches wol eine halbe Stunde anhielt. Denn wenn ein Engel einmal ins Lachen kommt, wie man zu sagen pflegt, so hört er so leicht nicht wieder auf. Da Gabriel das quästionirte Papier mit sich genommen hat, so können wir nicht genau angeben, was eigentlich sein himmlisches Zwergfell so sehr in Erschütterung gesetzt habe. Einige wollen wissen: es sey eine Deduktion der Vernunft gewesen, die Fichte ad formam der ihm diktirten Deduction der Offenbarung componirt und so kauderwälsch von sich gegeben habe, daß der Engel über diesen Mischmasch von Gabriel — Fichtianismus sich des Lachens unmöglich habe enthalten können. Ich bezweifle aber

die

die Aechtheit dieser Lesart aus dem eben angeführten Grunde. Wenn sie gleich wahrscheinlich ist, so ist sie doch nicht gewiß, und also weiter nichts als eine Conjektur, deren Werth in der Kritik sehr eingeschränkt ist.

Nachdem Gabriel endlich ausgelacht, und den armen Gottlieb, der sich während dieser Lachscene in einer höchst kritischen Lage und in einem ungewissen und peinlichen Schwanken zwischen Lachen und Weinen befand, aus der Verlegenheit gerissen hatte, hob er folgendermassen an:

Gabriel. Ich sehe wohl, daß du meiner Beyhülfe nicht entbehren kannst.

Fichte. Nein, bey Gott! das kann ich nicht, und ich beschwöre dich daher, mich ja nicht wieder allein arbeiten zu lassen.

Gabriel. Nun ich will dir helfen, so viel als möglich ist. Aber künftig wirst du doch zuweilen etwas selbst arbeiten müssen. Vor der Hand sey indeß nur unbekümmert; es wird schon alles gut gehen. Nur Muth gefaßt! Jetzt mußt

du

du ein Buch über die französische Revolution schreiben, um dadurch — Professor in Jena zu werden.

Fichte. O ich bitte dich, scherze nicht so grausam mit deinem Knechte! Nein das kann ich nicht begreifen. Ein Buch über die französische Revolution schreiben, um dadurch Professor in Jena zu werden? —

Gabriel. Du weißt, daß ich nicht zu scherzen pflege. Genug, wir schreiben ein Buch über die französische Revolution, und dies bewirkt soviel, daß du eine Vocation nach Jena erhältst. Das Weitere wirst du schon erfahren.

Fichte. O das wäre vortrefflich! Professor möchte ich gar zu gern werden!

Gabriel. Und wirst es. Jetzt schreib: „Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. Erster Theil, zur Beurtheilung ihrer Rechtmässigkeit.“

Fichte.

Fichte. Ich hab' es. Also das Werk soll aus mehrern Theilen bestehen?

Gabriel. Dem Titel nach. Gleichwol wird dies vor der Hand der erste und letzte Theil. Ob und wenn es fortgesetzt werden soll, darüber kann ich dir jetzt nichts sagen.

Fichte. Aber darunter wird doch wol mein Name kommen, oder der Beysatz: Vom Verfasser der Critik aller Offenbarung?

Gabriel. Eben so wenig. Die Gründe sind zwar von den vorigen verschieden; aber nicht minder wichtig. Auch dieses Buch wird anonym; so wird es die Aufmerksamkeit mehr reizen. Halte also vor und nach der Bekanntmachung deinen Namen geheim d. h. sey du nicht der Erste, der ihn bekannt macht. Er wird ohnedem bald genug bekannt werden, und dann verleugne deine Autorschaft vor keinem, der dich darum befragt. Doch jetzt weiter im Texte — — —

Das Abfassungsgeschäfte dieser Schrift dauerte über vier Wochen, da Gabriel wegen allerley Abhaltungen und anderweitigen Verrichtungen oft aussetzen mußte. Wir übergehen diesen Zeitraum und bemerken blos Einiges aus der letzten Unterhaltung, wo das Werk vollendet war.

Fichte. Aber, mein Gebieter! du wirst mir doch bald wieder erscheinen? Zögere ja nicht zu lange!

Gabriel. Vor der Hand ist meine Gegenwart nicht weiter nöthig. Sobald du aber in Jena seyn wirst, werde ich wieder erscheinen, denn dort hast du meiner Hülfe sehr nöthig. Dort wollen wir das große Werk beginnen, das die Welt voll Verwunderung anstaunen wird, das Werk, wodurch der Königsberger Götze gestürzt, das Reich der Finsterniß zerstört und das Reich des Lichts und der Herrlichkeit aufgerichtet wird. Dann werden wir beyde, Ich und Du in einer himmlischen Glorie erscheinen. Dann wird das Ich verkläret werden durch das Nicht-Ich —

dann wird unser Glaube siegen und die Welt überwinden. Dann — — — — (der Engel gerieth in einen unbeschreiblichen Enthusiasmus und sprach noch eine Zeitlang voll hoher Salbung fort, aber zugleich so geheimnißvoll und mystisch, daß weder Fichte noch sonst jemand den hohen Sinn der hohen Worte entziffern konnte: es waren ἀῤῥητα ῥηματα, dergleichen der Apostel Paulus hörte, als er in das Paradies und den dritten Himmel entzückt ward. Zuletzt sagte er noch folgende verständliche Worte:) Harre, und sey unverzagt, harre, und hoffe!

Fichte. Ich bin voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ja, guter Geist, ich harre deiner!

Und es geschah also. So parador es auch unserm Gottlieb vorkam, (und unsere Leser werden sich mit ihm in demselben Falle befinden,) so waren es doch seine Beyträge u. s. w. die ihm den Ruf zu einer Professur der Philosophie in Jena verschafften. Ob es Zufall, oder ge-

heime Veranstaltung Gabriel's war — genug man wußte, bald nach der Erscheinung derselben, ziemlich allgemein, daß Fichte Verfasser derselben sey. Von dem Aufsehen, welches sie in den litterärischen Tribunalen erregten, sagen wir hier nichts, da sich jeder selbst davon überzeugen kann. Der aufgeklärte Herzog von Weimar wurde durch seinen helldenkenden Minister Voigt zuerst darauf aufmerksam gemacht, und beyde fanden, daß diese Schrift für die Monarchen und die Sicherheit ihrer Throne bey weitem die gefährlichste sey, weil sie Grundsätze enthalte, welche, wenn sie allgemeingeltend werden sollten, einen demokratischen Republikanism nothwendig herbeyführen müßten. Besonders sahen sie dem versprochenen zweyten Theile mit einer Art von — ängstlicher Besorgniß entgegen, und fanden daher, nach reiflicher Ueberlegung, kein besseres Mittel, die Fortsetzung zu verhindern, als — den Verfasser nach Jena zu berufen und ihm eine Pension zu bewilligen.

Ein sonderbares Mittel! wird mancher sagen. Warum confiscirten sie denn nicht

lieber das benannte corpus delicti, oder bewirkten ein gänzliches Verbot desselben durch den so mächtigen und furchtbaren — Reichs = Fiscal? Das nicht zu thun, hatten sie ihre guten Gründe. Sie hätten auch ohne Gabriel's Einwirkung, dessen Hand hier aller Wahrscheinlichkeit nach mit im Spiele war, so gehandelt, und ihr Verfahren verdient in jeder Hinsicht weise genannt zu werden.

Als das Resultat jener Ueberlegungen erhielt unser Held einen Brief vom Geh. Rath Voigt von Weimar, worin ihm eine Professura Philosophiae ordinaria — honoraria zu Jena und eine jährliche Pension von 300 Thlr. angetragen wurde, unter der Bedingung: „daß er jene Beyträge nicht fortsetzen sollte.“ Unser Gottlieb war ganz entzückt über diese angenehme Nachricht, und wußte sich, wie man sagt, vor lauter Freude gar nicht zu lassen, ob sie ihm gleich nicht unerwartet kam. Nur die letzte Bedingung machte ihm anfangs noch einige Bedenklichkeiten, weil sein Gebieter in Ansehung dieses Punktes nichts verordnet hatte. Indessen hatte er doch gesagt: „Du

wirst und sollst Professor in Jena werden," wie wir oben gelesen haben; und er hatte hinzugesetzt: „Das Weitere wirst du schon erfahren;" damit hatte er wahrscheinlich auf diese Bedingung hingedeutet. Da das: „Du sollst Professor in Jena werden!" schlechthin gesagt, und also ein Befehl war, dem schlechthin Folge geleistet werden mußte, so gut wie dem kathegorischen Imperativ, so verstand sich ja, daß er diesen Ruf auch schlechthin und unter jeder Bedingung annehmen mußte. Nachdem also diese kleine Bedenklichkeit gehoben war, so sagte er unter obgedachter Condition zu, und machte sich fertig, die neue Laufbahn sogleich zu betreten. Wir folgen ihm dahin, und sind Zuschauer von dem Spiel, das er auf diesem Theater der Weisheit und Thorheit beginnt. Nachdem wir ihm eine glückliche Reise von Zürich bis nach Jena gewünscht haben, eilen wir ihm mit Extrapost voraus, um ihn an dem Orte seiner Bestimmung zu empfangen.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Akt.

(In Jena)

Argumentum materiae.

Gabriel erscheint Johann Gottlieb Fichte, dem Professor der Philosophie zu Jena, giebt ihm die Wissenschaftslehre ein und ertheilt ihm allerley Rathschläge.

„Die französische Revolution, Göthe's, Wilhelm Meister und Fichte's Wissenschaftslehre sind die drey großen Tendenzen unsers Jahrhundert's."

Die Gebrüder Schlegel und Comp.

Der sechs und zwanzigste Julius des Jahres eintausend siebenhundert und vier und neunzig nach Christi Geburt, oder der neunte Thermidor des vierten Jahres der einen und untheilbaren fränkischen Republik

publik war der für unsern Helden, für die Universität Jena, für Teutschland, für Europa, und für die ganze sinnliche und übersinnliche Welt ewig merkwürdige und wichtige Tag, an welchem der neue Professor Johann Gottlieb Fichte seinen glorreichen Einzug in Jena hielt. Wenn man ihn auch nicht mit dem Einzuge unsers Herrn in Jerusalem in Vergleichung setzen kann; (weil Er weder auf einem Esel ritt, noch weil das Volk seine Kleider auf den Weg breitete, oder Zweige von den Bäumen hieb, und sie auf den Weg streute, oder vorging und nachfolgete mit dem Geschrey: Hosianna dem Professor Fichte! Gelobt sey der da kömmt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!) so war er dennoch sehr glänzend und wurde selbst durch die unbelebte Natur belebt. Er (der Held) fuhr daher unter Donnern und Blitzen, wie einst der Herr auf Sinai, und es geschah schnell ein Brausen als eines gewaltigen Windes und erfüllte die ganze Stadt, da die Philister sitzen; und man sahe an ihm die Zunge zertheilt, als wäre sie feurig, und er (wer anders als Gabriel?) setzte sich auf ihn. Dennoch

noch war niemand, der sich entsetzte und irre wurde und zu dem andern sprach: was will das werden? So waren auch damals noch keine da, die es ihren Spott hatten und sprachen: Er ist voll süßen Wein's!

Und die Musensöhne — o die waren entzückt bis in den dritten Himmel, über die Ankunft des neuen Propheten, und feyerten den Tag, der ihnen das große „Licht der Welt, das da strahlet vom Aufgange bis zum Niedergange, und helle scheinet an einem dunklen Orte" aufgehen ließ, als einen Morgenstern in ihren Herzen, durch Gesang und Pokal und volle Humpen. Nie ertönte der liebliche Gesang ihrer Kehlen voller und stärker, nie wurden die gesegneten Humpen in größerer Anzahl geleert, als an diesem festlichen Tage, der ihnen die: „Bestimmung des Gelehrten" recht lebhaft einprägen sollte. Selbst die Frösche des Sumpf's ließen ihm zu Ehren ein vollstimmigeres Quaak-Quaak ertönen.

Und nun gar erst die Weiber der Universität Jena — o die empfanden ein freudiges Vorge-

fühl bey der Ankunft dieses wackern Günstlings des Helden Gabriel! Es ahneten ihnen schon die Dinge, die da kommen sollten, und der Anblik der kleinen Figur des Helden schreckte sie nicht ab, ein freudiges Zutrauen in seine Person zu setzen. Ueberdies war ja auch damals die: „Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre" noch nicht geschrieben, und wäre sie auch geschrieben gewesen — ey so konnten sie sich ja an die Worte halten: „Daß ein Mann, der die weibliche Unschuld nicht hat, noch haben soll, und der sich alles gestehen kann (was den Weibern schlechthin verboten wird) diesen Trieb zergliedere, geht dem Weibe nichts an." *)

Unter solchen glücklichen Auspicien und Vorbedeutungen langte der Held unserer Geschichte in dem berühmten Sitze der Weisheit an. Unter den mancherley Wünschen, die sich beym Eintritt in seiner Brust regten, war, wie leicht zu erach=

*) Grundlage des Naturrechts 2 Th. S. 168.

erachten, keiner feuriger und lebhafter als der: daß ihn Gabriel doch hier ja nicht verlassen möge! Der Glaube an die Zusage und Wahrhaftigkeit seines Schutzengels machte ihn indeß frohen und kühnen Muthes. Er wußte, daß er schlechthin kommen mußte, und er setzte ihn gegenwärtig, weil er ihn setzte.

Und so verhielt sich's auch. Schon in der zweyten Nacht seines Daseyns trat der himmlische Herold zu ihm, und begann mit diesen geflügelten Worten, wie Vater Homer sagen würde:

Gabriel. Nun, mein theurer Gottlieb, wie gefällt Dir's in Jena?

Fichte. O über alle Maßen wohl, mein theuerster Gebieter! Unter deinen Flügeln bin ich an jedem Orte sicher und zufrieden, deine himmlische Aegide wird mich zu jeder Zeit decken. Mit dir will ich getrost in Kampf und Schlachten gehen, und jedem Gegner furchtlos Stirn und Trotz bieten. Unter deinem Beystande will ich selbst die Lernäische Hyder nicht scheuen.

Ga-

Gabriel. Bravo, mein Sohn, bravo! So ist's recht! Zutrauen und Entschlossenheit — die verlange ich von dir.

Fichte. Und wirst sie bey mir finden.

Gabriel. Der Himmel stärke dich in diesem guten Vorsatz! Du wirst hier beydes sehr nöthig haben. Gottlieb, du bist an einem gefährlichen Orte! Brodneid, Mißgunst, Schadenfreude und Intriquen und Cabalen aller Art sind nirgends so einheimisch als an diesem berühmten Musensitze. Ueberall: latet anquis in herba! Hast du mehr Beyfall und Zuhörer als der andere, oder die andern — so wirst du beneidet, gelästert und angefeindet von allen Seiten. Hast du beydes nicht, so bist du verachtet. Auf Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit kommt's hier nicht so wol an, als auf Dreistigkeit, Gewandheit und eine gewisse Art und Weise, seine wenigen Kenntnisse und sein Fünkchen von Wissen geltend zu machen. Um den Beyfall der Musensöhne dir zu verschaffen, mußt du dunkel, entschieden und absprechend sprechen. Je diktatorischer du sprichst,

desto

desto beliebter bist du, denn das jurare in verba magistri bleibt ewig geltend. Der Scepticismus ist überall nichts werth, aber am wenigsten taugt er für's Katheder. Hier muß man Dogmatiker seyn, während man den Dogmatism bestreitet.

Wenn du nur immer von Vernunft, reiner Vernunft, Vernunftgesetzen und Principien, kritischen Grundsätzen, transcendentalen Gesichtspunkten, apriorischen Deduktionen u. s. w. redest, und dabey deine Gegner so unvernünftig, unwissend und erbärmlich als möglich, (gleich ob mit oder ohne Wahrheit,) sprechen und handeln lässest, so kannst du so viel Unvernünftiges, Unwahres und Paradoxes vortragen als du willst, und wann das nur in dem entschiedenen Tone der Unfehlbarkeit, und mit einem tief heraufgeholten Pathos geschieht, ambullis et sesquipedalibus verbis — so bist du in kurzer Zeit das Orakel und der Abgott der Musensöhne, die unter deiner Fahne die größten Denker zu seyn wähnen.

Ich habe die gegründete Hofnung zu dir, daß du in dieser Hinsicht alles leisten wirst, was nöthig ist, um dich zum Helden des Tages und des Katheders zu machen.

Fichte. Ich danke für dein gütiges Zutrauen. Schwach bin ich freylich noch, ich hoffe aber, deine Kraft und Gnade wird in mir Schwachen mächtig werden.

Gabriel. Gegen deine Collegen mußt du ein sehr politisches Betragen beobachten. Gegen alle, die eben ihre glückliche Periode haben, und deren Katheder-Ruhm eben an der Tagesordnung ist, so wie gegen diejenigen, welche einen großen Einfluß, es sey nun in politischer oder literarischer Hinsicht, haben, mußt du gefällig und zuvorkommend seyn und dich angelegentlich um ihre Gunst und Freundschaft bewerben. Die andern brauchst du keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, ja es gehört vielmehr mit zu der Professoren-Politik, die ihre eignen Regeln hat, mit welchen ich dich von Zeit zu Zeit im Detail bekannt machen will, sie gering zu schätzen und verächtlich von ihnen zu sprechen.

Fichte. Ich habe gehört, daß es in Jena mehrere Partheyen unter den academischen Lehrern gebe. Wie soll ich mich dabey verhalten? Soll ich ganz neutral bleiben, oder soll ich Parthey nehmen, und welche?

Gabriel. Allerdings giebt's Partheyen in Jena. Wie könnte auch wol eine frequentirte Universität ohne Partheyen seyn! Neutral darfst du unter diesen Verhältnissen durchaus nicht bleiben, weil du es sonst leicht mit allen verdirbst, und dann dir selbst überlassen und ohne Rückenhalt alleine da stehst — und ein solches Alleinstehen ist zum mindesten für den Anfang einem academischen Lehrer sehr nachtheilig. Zu welcher Parthey du dich schlagen sollst? Natürlich zu der mächtigern, welche eben deshalb auch die bessere ist. Wenn du dich nach meiner Vorschrift und deinen Talenten gemäß beträgst, so wirst du jeder Parthey willkommen seyn. Scepticism, Synkretism und Moderantism vertragen sich nicht mit dem Faktionsgeist, und keiner wird ein brauchbares Mitglied seiner Parthey, dem es an Festigkeit und trotzigen Stirnbieten fehlt. Die Dogmatiker sind immer die

besten

besten Partheygänger. Kannst du es in der Folge dahin bringen, daß du die Axe wirst, um welche sich die jenaische Welt, und alle Himmelskörper und Himmelszeichen, welche von ihr bewegt werden, herumdreht, so ist es desto besser.

Ueber die Parthey, zu welcher du dich gegenwärtig halten mußt, kannst du nicht zweifelhaft seyn. Dankbarkeit gegen deinen Gönner und Coryphäen Hufeland kettet dich an ihn an, und ihr werdet dann gemeinschaftlich Euer Corps zu verstärken suchen. In allen vier Facultäten werdet Ihr Leute finden, die für Euch passen. Vor allen andern werden die Schwaben deine großen Gönner und Verehrer werden, und ob du gleich kein Landsmann, (ein Wort, das bey keinem Volke so viel Bedeutung und Gewicht hat, als bey dieser ganz eignen Menschenrace) von ihnen bist, so werden sie doch nicht ermangeln, bey jedem Worte das deinem Munde entfällt, bewunderungsvoll auszurufen: „dasch ischt vortrefflich"!

Fichte. Ey, das ist ja wirklich vortrefflich dürfte ich so frey seyn, dich um eine kleine Charak-

rakteristik der vornehmsten Lehrer der hiesigen Universität zu bitten, damit sie mir zum Leitfaden bey meinem Benehmen gegen sie, diene.

Gabriel. Recht gerne will ich dir diese Bitte gewähren.

Zuerst von den Theologen.

Der geheime Kirchenrath Griesbach ist in jeder Rücksicht das Haupt derselben. Er hat in und außer Jena einen großen Einfluß und seine Feindschaft ist daher ein grosses Unglück. Selbst diejenigen huldigen ihm, denen sein biederer, gerader Sinn zuwider ist. Sein Freund wirst du nie, denn er ist zu sehr Kritiker, als daß er das Aufbrausende und Schwärmende deiner Philosophie billigen sollte. So wenig er eine Lesart in den Text aufnimmt, welche blos auf Conjektur beruht, und nicht durch hinlängliche Autoritäten bewährt ist; so wenig hält er ein System für ächt und annehmlich, dessen Zeugen alle zu jung und leicht und conjecturirend befunden werden. Durchaus praktischer Philosoph des Lebens hat er keinen Gefallen an der

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bloßen Speculation der Schule. Ich rathe dir: habe Respekt vor ihm!

Der Professor Schmidt, ein eifriger Verehrer der kantischen Philosophie, und besonders des praktischen Theils derselben, den er mit der Theologie zu amalgamiren sucht, ist bloß ein nützlicher und kein großer Mann. Er steht nie auf dem transscendentaleu Gesichtspunkte, und muß daher von dir geringgeschätzt werden.

Einen deiner eifrigsten Verehrer und Freunde findest du am Professor Paulus. Ich hatte sonst wenig Hoffnung von ihm, weil er zu gelehrt ist: allein seitdem er sich der Speculation, (für die er, unter uns gesagt, wenig oder gar keinen Sinn hat,) zu ergeben angefangen hat, und seinen Ruhm darin findet, ein Philosoph zu heißen; seitdem ist er unser Mann. Da er in seinen Grundsätzen etwas schwankend und in seinem Geschmacke sehr veränderlich ist, so mußt du dir Mühe geben, ihn bey der Spekulation zu erhalten nnd sein Herz, (das vortrefflich ist, und wo man ihm am besten beykommen kann,) dafür zu erwärmen. Dann kannst du in allen Fällen auf ihn rechnen. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Appendix der theologischen Facultät Niethammer verdient, daß du seiner Schwachheit aufhelfest. Er soll dein Waffenträger seyn, und ich will mir alle mögliche Mühe geben, um ihm wenigstens so viel noch beyzubringen, daß er dir als Schildknappe nicht gar zu große Schande mache. Ich werde ihm etwas über Offenbarung offenbaren, und daran wird er sein ganzes Leben hindurch genug haben, denn sein Geist, (wenn man so sagen kann) ist sehr genügsam.

Unter den Juristen ist Prof. Hufeland der einzige, der sich für dich interessiren wird. Er muß es, weil er sonst sein kritisches Genie gar sehr compromittiren würde. Er ist dein Apparitor und der Praeco deiner Großthaten. Dagegen mußt du, aus Dankbarkeit, auch sein Lob verkündigen und ihm und andern oft sagen: daß er ein großer Kopf und tiefer Denker sey. Am Ende glaubt man's doch.

Die übrigen Diener der Themis der geh. Hofrath v. Eckardt, geh. Justizrath Walch, Hofrath Schnaubert, Reichardt, Prof.

Mereau u. s. w. existiren für dich nicht. Das Naturrecht, welches wir künftig schreiben wollen, und besonders die Lehre vom Vertrag wird sie dir nicht zu Freunden machen; doch werden sie dich im Uebrigen deinen Weg ungehindert gehen lassen. Nur beleidigen darfst du sie nicht, denn sonst rächen sie sich — und die Diener der Themis haben — da sie die Arme der Könige und Fürsten regieren, wie diese — lange Arme.

Nun die Aerzte. Unter diesen ist Hofrath Loder dein bester Gönner. Dieses Männchen besitzt soviel Politik, daß er sich für jeden, der Aufsehen erregt und von Bedeutung ist, interessirt. Schmeichele ihm, denn er hat Einfluß und hört es gern. Nur rechne nicht zuviel auf seine Freundschaft, am allerwenigsten in einer mißlichen Lage, denn er verbrennt sich, wie das Sprüchwort sagt, die Finger nicht gern, und holt die Kohle am liebsten mit einer fremden Hand hervor. Hofrath Gruner, der gelehrteste Arzt, ist dein unversöhnlichster Feind. Hic niger est; hunc Tu Romane caveto! Der alte Hofrath Nicolai ist eine Null, und den

Em-

Empiriker Starke mußt du verachten, weil er ein Empiriker ist, und weil dir Loder's Freundschaft lieb ist, der ihn ärger als den — Teufel haßt. Hufeland, der Arzt, ist zu sehr mit der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, beschäftiget, als daß er dein System, welches nach seinen Grundsätzen dasselbe verkürzt, indem es die Nerven zu sehr anstrengt und den Geist exaltirt, billigen sollte. Freund aller Menschen, wird er auch der deinige seyn.

Ich komme nun zu den Philosophen, deinen Collegen. Professoren der Philosophie sind und heissen sie alle; aber die wenigsten sind Philosophen; ja es giebt unter ihnen mehrere, welche die Philosophie ängstlicher fliehen, als die alte Schlange, welche die Mutter Eva, und durch sie das ganze Menschengeschlecht zum Sündenfall verführte. Unter ihnen ist Hofrath Heinrich, der Historiker, der vornehmste, ein Mann von starkem Gedächtniß und tiefen Charakter. Der alte Ex — Logiker Hennings, der Cameralist Succow und der Mathematiker Voigt sind für dich todt. Letzterer insbesondere verdient als Freund der schäd-

lichen Popular-Philosophie deine ganze Verachtung. Die Acerra Philologica Ilgen mußt du auf jeden Fall zu gewinnen und in dein Interesse zu ziehen suchen. Er lacht zwar über deine Philosophie, und ist viel zu gelehrt, um sie begreifen zu können; allein er kann Euch andern, die ihr mit dem Priscianus nicht im besten Vernehmen stehet, und zuweilen die Tükke desselben erfahret, überaus nützlich werden. Und — — —

Den scharfsinnigen und tiefgelehrten Schütz mußt du in großen Ehren halten, denn er hat als Richter und Hauptredakteur der allgemeinen Literatur-Zeitung einen großen Einfluß; überdies ist er ein treflicher Gesellschafter. Seine Frau, an Körper und Geist eine zweyte Juno, wird zwar mit den Grundsätzen deines Naturrechts auf keine Weise zufrieden seyn; allein ihre Großmuth wird dir, wenn du sie sonst nicht beleidigest, und ihr die gebührende Aufmerksamkeit schenkest, verzeihen.

Nun auch noch ein Paar Worte über deine Collegen im engsten Sinn des Worts. Der Hofrath Ulrich hat dich gelehrt, nichts zu

lernen *); nun lehre du ihn wieder, alles zu lernen (nämlich von dir). Er ist der listigste und verschlagenste unter allen deinen Gegnern. Auf's Disputiren darfst du dich schlechthin mit ihm nicht einlassen, denn er ist in allen Künsten der Dialektik geübt, und besitzt einen ungeheuern Vorrath von Kenntnissen aller Art. Sein fliessendes Latein muß ihn dir verhaßt machen. Uebrigens wird dir seine unerträgliche Sucht, auf dem Katheder zu polemisiren, eben so nützlich seyn, als sie es seinem vorigen Rival Reinhold war, der blos dadurch in Aufnahme kam.

Mit dem Professor und Diaconus Schmidt steht dir ein heftiger, auf Tod und Leben gehender Kampf, ein wahres bellum internecinum bevor. Durch meine Hülfe sollst du siegen und deinen Gegner — annihiliren. Du

*) Als Fichte dem Hofr. Ulrich, bey dem er ehemals Collegien (s. oben) gehört hatte, seinen Antrits-Besuch machte, sagte er zu ihm: Ich habe von Ihnen nichts gelernt!" und er erklärte sich nachher dahin: „er habe so viel gelernt, daß der Philosoph eigentlich nichts lernen könne von Andern."

mußt in diesem Streite nur recht schimpfen, und dieses und die Wahrnehmung, daß ich auf deiner Seite bin, wird ihn ausser Fassung bringen und verstummen lassen; so wirst du ihn ohne Blutvergießen tödten.

Fichte. Werde ich mir aber nicht durch ein solches Verfahren eine Schaar von Gegnern auf den Hals laden? Wird das Publikum nicht mit größter Indignation meine Heftigkeit und Ungerechtigkeit in diesem Annihilations-Processe mißbilligen?

Gabriel. Wie du nur so reden kannst! Genug ich will es so — ich will es schlechthin. Das muß dir, nach dem, was du mir zu verdanken hast, genug seyn. Und weißt du denn nicht, daß der Sieger allemal das Recht auf seiner Seite hat? O du kennst das Publikum wenig, wenn du glaubst, daß es so unbestechlich und streng gerecht sey. Wer zuletzt Victoria schreyt, den krönt es als Sieger, und derjenige, dessen Lunge das Schreyen nicht länger aushalten kann, tritt beschämt vom Kampfplatze ab, und zieht sich in den Hintergrund der Vergessenheit zurück.

Es

Es geht bey solchen literärischen Kämpfen ganz so, wie bey den berühmten Hahngefechten in England. Also — du annihilirst ihn.

Fichte. Ich will deinen Befehl und Rath befolgen. Unter deinem Beystande bin ich des Sieg's gewiß.

Gabriel. Dort am äussersten Ende der Stadt in einem einsamen Gartenhause, und fern von der menschlichen und jenaischen Gesellschaft brütet das große Genie Teutschlands über seinen Planen, Entwürfen und Werken. Es ist Friedrich Schiller, der Geisterseher! Da ich mit ihm in Connexion stehe, so will ich ihn schon dahin vermögen, daß er dir seine Gunst schenkt, und in Dir das Ideal eines Philosophen anerkennt. Du wirst dich sehr bey ihm recommendiren, wenn du ihm zuweilen einige Beyträge für seine unsterblichen Horen lieferst, wozu ich dir die Materialien schon an die Hand geben werde. Durch ihn wirst du der Protektion des großen Dichtergeistes und kleinen Ministers Wolfgang von Göthe empfohlen werden. Der Erlauchte wird die Gnade für dich

haben, von deiner Existenz Notiz zu nehmen, welches bey einem solchen erhabnen Dichter- und Minister-Genie allerdings viel sagen will. Beweise ihm ja den gehörigen Respekt!

Ueber einzelne Punkte deines Verhaltens sollst du bey vorkommenden Fällen besonders instruirt werden.

Hiermit endigte sich die erste Erscheinung in Jena. Die darauf folgenden sind weniger unterhaltend für uns, da sie die Abfassung der Wissenschaftslehre zum Gegenstand hatten, welche vor jedermanns Augen offen liegt. Nur den Dialog führen wir an, welcher der Eingebung selbst unmittelbar vorausging, und woraus die Absicht Gabriel's; den Königsberger Philosophen, den er, wie wir schon oben bemerkt haben, sehr haßte, durch die neue Philosophie zu stürzen, deutlich hervorgeht.

Gabriel. (der in einer hehren, hellglänzenden Feuer-Gestalt einherrauscht): Höret, ihr Himmel, und du Erde nimms zu Ohren, denn Ich,

Gabriel, der Allgewaltige, will reden *)! Gottlieb! Gottlieb! Gottlieb! Wo bist du?

Fichte. (schnell aus dem Schlafe emporfahrend) Hier bin ich Herr! Rede.

Gabriel. Antworte mir: „Welches ist die größte Tendenz des Jahrhunderts?

Fichte. Tendenz des Jahrhunderts? Das weiß ich wahrlich nicht, mein Gebieter.

Gabriel. Nun so will ich dir's sagen. Die Tendenz des Jahrhunderts sind folgende drey Dinge: Die französische Revolution — Wolfgang von Göthe's Wilhelm Meister — und — freue dich Glücklicher! — Johann Gottlieb Fichte's Wissenschaf-

*) Dieser pathetische Ausruf, den wir bisher noch nicht von dem Engel gehört haben, zeigt die Wichtigkeit und Größe des Vorhabens an. Alle Himmel (deren es bekanntlich sieben giebt) und die ganze Erde sollen aufmerken auf das große Wunder der Zeit — auf die Wissenschaftslehre.

schaftslehre *). Das ist die heilige Dreyeinigkeit und Dreyfaltigkeit, welche an die Stelle der abgeschafften christlichen treten soll — und diese drey sind ein's.

Fichte. Ich verstehe nicht, was du sagst, ob ichs gleich glaube. Es ist mir alles so räthselhaft, so symbolisch, so himmlisch und ätherisch — —

Gabriel. Du wirst's schon einsehen. Die französische Revolution kennst du, denn du hast darüber geschrieben. Wilhelm Meisters Lehrjahre hast du noch nicht gelesen; du kannst mir aber aufs Wort glauben, daß sie eine große Tendenz sind. Die dritte Tendenz, oder die Wissenschaftslehre, wollen wir eben jetzt beginnen.

Fichte. Ich weiß nur noch nicht, was eigentlich eine Wissenschaftslehre ist.

Ga-

*) S. das Motto zu diesem Akte. Wir wissen uns den Umstand, daß die Gebrüdere Schlegel dasselbe sagen, was der Engel sagte, nicht anders zu erklären, als daß wir annehmen, daß sie ebenfalls einer nähern Offenbarung gewürdiget wurden. S. Friedr. Schlegels Athenäum 2 St.

Gabriel. Eine Wissenschaftslehre ist — — — nun du wirst's schon noch erfahren. Frage nur nicht so, du machst mich sonst confus, weil ich heute sehr viel im Kopfe habe.

Erinnerst du dich noch, daß ich dir einmal in der Schweiz den Auftrag gab, einen Entwurf der Philosophie auszuarbeiten?

Fichte. Ach, wol ist mir's noch sehr erinnerlich und die Angst, die ich dabey ausgestanden habe. Aber, mein Gebieter, du versprachst mir ja damals, nachdem du lange gelacht hattest, mich künftig mit dergleichen Arbeiten gänzlich zu verschonen. Du wirst doch Wort halten?

Gabriel. Das werde ich. Sieh, ich gab dir damals dieses philosophische Exercitium auf, um zu sehen quid valeant humeri et quid ferre recusent. Was ich dir nun offenbaren will, ist nicht etwa ein bloßer Entwurf, ein Grundriß, nein es ist das vollendetste System der Philosophie, das es von Anbeginn der Welt an bis auf diesen Tag gegeben hat, ein Werk, das aere perennius ist, und die Systeme aller Sterbli-

lichen weit hinter sich, wie unbedeutende Atomen, zurückläßt. Micat ſicut luna inter ignes minores. Ja, es soll durch dich offenbaret werden, dieses System, von dem die Popular-Welt bis jetzt noch nichts ahnete, das sie unglaublich, unmöglich finden, das ihren elenden Menschenverstand empören, ihrer schwachen Vernunft unzugänglich seyn, und ihre Vernunftwesen (wofür sie sich ausgeben) zu Automaten, was sie sind, herabsetzen wird. Dieses System ist ein reiner ätherischer Ausfluß, die himmlische Monade, das kündlich große Geheimniß des Geistes, der im Fleische offenbaret und im Geiste gerechtfertiget werden soll.

Nun wird's mit dem Dienst des Königsberger Götzen, mit dem alle Welt buhlte, bald und gar aus seyn. Nun wirds von Immanuel Kant bald heißen: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Wer dich siehet, wird dich schauen und ansehen und sagen: Ist das der Mann, der die Welt zittern, und die Philosophen des Erdkreises beben machte"? Der Tag deiner philosophischen Geburt ist der Tag seines philosophischen Todes

Durch

Durch dich will ich ihn verderben, durch dich, der du die Ruthe meines Zorns und der Stecken meines Grimmes bist!

Fichte. Großer Gabriel, dein Wille geschehe! Aber — verzeih dem Staube die Frage: — du hast mich ja selbst zum Kantianer gemacht, und alle Welt erkennt mich dafür — wie soll ich denn nun auf einmal ein Antikantianer werden, ohne in Widerspruch mit mir selbst zu gerathen, und ohne eine Retractation meiner Offenbarung vorzunehmen? Und wozu gabst du mir denn erst kantische Ideen, wenn du sie annihiliren und von der Erde vertilgen willst?

Gabriel. Deine Frage ist so ganz unrecht nicht. Allerdings muß dieses Verfahren auffallend scheinen. Es wird's aber nicht seyn, wann du meine Gründe weißt. Als ich dich schon in Mutterleib und von Kindesbeinen an zum Werkzeug meiner Gnade und zur Ruthe meines Zorns vor allen Sterblichen auserkohr, da hatte ich schon den Plan, durch dich den mir verhaßten Kant und seinen mir noch verhaßtern Anhang zu stür=

stürzen. Um dies mit glücklichen Erfolg zu bewerkstelligen, mußte ich erst einen Kantianer aus dir machen. Du warst, als ich dich meiner vertrauten Bekanntschaft und Offenbarung würdigte, noch ein Fremdling in der gelehrten Welt, eine noch nicht geborne, von keinem anerkannte Autorität. Hätte ich dich nun gleich mit der Wissenschaftlehre, die dir jetzt eingegeben werden soll, als Reformator und Umwälzer des geltenden herrschenden Systems auftreten lassen, so hätte die neue Lehre wenig, oder gar keinen Eingang gefunden, weil der Urheber noch keinen Credit hatte. Man hätte das Buch gelesen und — vergessen. Jetzt aber ist's ein ganz anderes Verhältniß. Du bist Professor der Philosophie auf dem in Absicht des philosophischen Studiums berühmtesten Musensitze — du bist als großer Denker, als Verfasser der Critik aller Offenbarung bekannt und berühmt. Dein Name glänzt schon unter den philosophischen Schriftstellern als ein Stern der ersten Größe. Jetzt hört man mit Aufmerksamkeit auf jede deiner Aeußerungen; jetzt liest und beherzigt und bewundert man al-

les, was du schreibest. Jetzt hast du einen Kreis junger, feuriger Köpfe um dich versammelt, die jedes deiner Worte begierig aufschnappen; die deinen Vortrag, je dunkler und unverständlicher er ist, nur desto mehr bewundern, und die für alles enthusiasmirt sind, was neu, groß und — dunkel ist. Diese sind deine Apostel, welche in die Welt ausgehen, um deine Lehre auszubreiten und den Heiden zu verkündigen. Jetzt erst ists Zeit, meinen Plan auszuführen, und dich als eine eherne Mauer gegen die Kantianer, als ein Zeichen und Panier in Israel aufzurichten. O, ich sehe sie schon im Geiste herzuströmen von allen Enden der Erde und von allen vier Seiten des Himmels, und von allen zwey und dreyßig Winden, um nach deinem Tempel zu wallfahrten! Wie sie kommen und dastehen und hören und staunen! O Gottlieb, eine himmlische Freude durchdringt mein Innerstes, wenn ich mir das alles so denke! Und geschehen wird es, so wahr ich Gabriel heiße.

Fichte. Ich bewundere deine Weisheit — und freue mich mit dir.

Gabriel. Und wie werden sich nicht die elenden Kantianer über uns ärgern, wie werden sie nicht schreyen über dein Verfahren, und wie werden sie nicht in ihrer ohnmächtigen Wuth Himmel und Erde gegen dich in Bewegung zu setzen versuchen! Andere werden, durch deine Kühnheit gänzlich niedergeschlagen, es gar nicht wagen, sich mit dir in einen Kampf einzulassen, sondern werden, wie die Juden an den Flüssen Babel's, traurige Lamento's über den Sturz ihres Reich's anstimmen. Im Geiste höre ich sie schon rufen: „Nach den Anethmen, die der fürchterliche Fichte von der Höhe seines philosophischen Thrones — wie ein zweyter Infallible, nach dem Falle des Hierarchen — auf den Ameisenhaufen der Kantianer herabgeschleudert hat; bey dem Anblicke der Brandmahle, die den Stirnen dieser unglücklichen Geschöpfe auf immer eingedrückt sind, und sie zwingen müssen, ihr Haupt, und mit ihm ihr Daseyn vor dem erstaunten Publikum zu verbergen; bey dem allgemeinen Zittern, das vor dem Herabrauschen dieses zermalmenden Gottes sich über alle philosophischen Ca-

sten her verbreitend, sie unaufhaltsam zu Boden wirft, und ihnen kaum erlaubt, nachdem das Getöse vorüber, von weiter Ferne aus die erblindeten Augen zu erheben und hinterdrein in' das Ungethüm zu schauen, in dem sie kein Etwas mehr gewahren können — wer darf es da wagen, sich einen Kantianer zu nennen *)?" So, und noch weit kläglicher werden sie jammern — und jede ihrer Jeremiaden wird unsern Ohren eine liebliche Musik seyn. — Jetzt,

*) Wenn irgend etwas auf den Namen Weißagung Anspruch machen kann, so ist's gewiß diese Stelle. Gerade so, wie es ihm der Engel Gabriel hier in den Mund gelegt hatte, jammert und schreyt ein durch Fichte gekränkter Kantianer in folgender Schrift: „Stimme eines Arktikers über Fichte und sein Verfahren gegen die Kantianer, von D. K." 1799. 149. S. 8. Der Verf. hat sich S. 12, wo Fichte redend eingeführt wird, auf eine ganz originelle Weise charakterisirt: Welch ein Seehund erhebt dort seine heulende Stimme aus dem Eise Samojediens? Und welches Recht hat der Halbfisch mit mir zu reden, und (nefandum dictu) mit mir zu rechten?"

Gottlieb, laß uns das große Werk selbst beginnen. Schreib' — — —

Die Leser wissen bereits, was geschrieben und diktirt wurde. Es war die Wissenschaftslehre, der Grund, auf welchen alle folgende Theile des Gabriel — Fichtischen Lehrgebäudes gebaut sind. Wir übergehen diese Akte, so wie die folgenden, durch welche die übrigen Schriften des jenaischen Propheten, welche dem Publikum alle hinlänglich bekannt sind, ihr Daseyn erhielten, um dafür noch einigen Platz für die merkwürdigsten Ereignisse seines academischen Lebens zu gewinnen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Akt.

(In Jena und Osmannstädt.)

Argumentum materiae.

Gabriel giebt dem Professor Johann Gottlieb Fichte den Rath, aus Jena zu entfliehen; erscheint ihm in Osmannstädt und bringt ihn wieder zurück. Gabriel erscheint Johann Gottlieb Fichte dem Atheisten. Ende.

Wir haben für nöthig erachtet, diesen Akt in mehrere Scenen zu zertheilen:

Erste Scene.

(In Jena.)

Gabriel giebt dem Professor Johann Gottlieb Fichte den Rath, aus Jena zu entfliehen.

(Fichte sitzt traurig in seinem Zimmer, hat den Kopf auf beyde Hände gestützt und scheint in tiefem Nachdenken begriffen zu seyn. Er bemerkt die Ankunft des himmlischen Botschafters nicht eher, als bis dieser ihn bey der Hand ergreift und ihn anredet.)

Gabriel.

Warum so traurig, lieber Gottlieb?

Fichte. (wie aus dem Traum emporfahrend) Ach, sieh da, mein Gebieter! Ja wohl bin ich trau-

rig! Und hab' ich nicht Ursache? Haben mir nicht die . . . . . ren Studenten die Fenster eingeworfen, mich auf das gröbste gelästert, und fürchterliche Rache an mir zu nehmen gedroht?

Fichte. Was? die Studenten haben dir die Fenster eingeworfen — sie die von so großer Ehrfurcht gegen dich glühten?

Fichte. Ach, damit ist's schon lange aus! Sie hörten schon seit geraumer Zeit auf, mich wie eine Art von überirdischen Wesen zu betrachten; und diese Verminderung des Respektes ertrug ich schon mit größten Leidwesen. Seitdem ich nun gar den unglücklichen (denn so muß ich ihn nennen, ob er gleich von dir eigentlich herrührt) Einfall hatte, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen, ihr Sittenreformator zu werden, und besonders die so schädlichen Orden ausrotten zu wollen — seitdem ist der größte Theil gegen mich empört, und die Ordensbrüder, deren Anzahl sehr groß ist, drohen mir fürchterliche Rache. Das Fenster-Einwerfen ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was noch geschehen wird. Ich hoffte mir durch dieses

Un=

Unternehmen ein großes Verdienst zu erwerben und meinen Namen in den Annalen der Academie unsterblich zu machen; aber leider hats einen schlechten Ausgang genommen. Lieber wollte ich, daß ich in einen Orden getreten und die Angelegenheiten desselben dirigirt hätte; dann hätte ich doch einen großen Einfluß und Wirkungskreis erhalten.

Gabriel. Ein schlechter Einfall! Doch — was hast du denn für Mittel und Wege eingeschlagen, um deine Absicht durchzusetzen?

Fichte. Ich fieng damit an, daß ich bey jeder Gelegenheit, und besonders auch vom Katheder herab, gegen geheime Verbindungen und Orden polemisirte. Dann trug ich meine Pläne dem academischen Senate vor, und bat ihn, daß er mir in dieser Sache Vollmacht und Aufträge ertheilen möchte. Auch nach Weimar wendete ich mich, um der Sache und mir recht viel Gewicht zu geben.

Gabriel. Und wie nahm man deine Vorschläge auf?

Fichte. Mit Kälte; wenigstens unterstützte man mich nicht nachdrücklich genug. Man

meynte, meine Absicht sey zwar sehr lobens-werth; allein ich werde auf eine Menge Hin-dernisse und Schwierigkeiten stoßen. Mehrere Herren des Senat's ärgerten sich sogar über die Anmaßlichkeit des jungen und neuen Pro-fessors und gaben mir nicht undeutlich zu ver-stehen, daß solche Untersuchungen eigentlich nur die Sache gesetzter und erfahrner Männer seyn müßte, und daß ich nichts eigenmächtig und oh-ne Genehmigung des Senats thun dürfte.

Gabriel. So, so. Nun über die Art und Weise deines Benehmens ließen sich wol noch einige Erinnerungen machen. Doch dazu ist's jetzt nicht Zeit. Ich wußte übrigens, ehe ich zu dir kam, schon was vorgefallen war, und komme, dir Muth einzusprechen und dir zu ver-sichern, daß dieser ganze Vorgang nur dazu die-nen wird, deinen Ruhm noch fester zu begrün-den, und dir viele Vortheile zu verschaffen.

Fichte. Wie so?

Gabriel. Das wirst du schon erfahren. Jetzt mußt du handeln. Der kleine Unfall darf dich nicht abschrecken. Du mußt aber recht viel Aufhebens von der Sache machen, und Him-

mel

mel und Erde in Bewegung setzen, daß dir eine eclatante Satisfaktion werde. Hast du gar keine Anhänger und Freunde unter den Studenten mehr?

Fichte. O ja, die hab ich allerdings noch.

Gabriel. Nun gut. Die mußt du ganz in dein Interesse zu ziehen, und sie für deine Sache recht zu beleben und zu erwärmen suchen. Du darfst weder Schmeicheleyen und Lobeserhebungen noch Bitten sparen, mußt dich als einen Märtyrer schildern. O du glaubst nicht, wieviel dieser Name wirkt!

Den Senat mußt du nach diesem Vorfall, mit Bitten, Vorstellungen und Drohungen bestürmen, mußt von der großen Gefahr reden, in welcher dein Ruhm, Sicherheit und Leben schwebe, und ihn auf den großen Nachtheil aufmerksam machen, der für den guten Ruf der Academie, und dem, was davon abhängt, von solchen Excessen nothwendig entstehen müsse. Du mußt verlangen, daß er dir eine Wache bewillige, damit deine Person und Leben vor Verletznngen sicher seyn könne, und du mußt drohen: im Fall, daß man diesem Gesuche nicht

willfahren werde, würdest du dich genöthiget sehen, Jena zu verlassen, und deine Sicherheit an einem andern Ort zu suchen. Der Senat wird der Meinung seyn, daß der dir begegnete Unfall gar so etwas ungewöhnliches und die Gefahr bey weiten nicht so groß sey, als du dir einbildest; er wird glauben, daß die Drohung der Studenten soviel nicht auf sich habe, weil er mit dem Geiste derselben seit alten Zeiten bekannt sey, er wird dich zur Ruhe und dein Gesuch als unstatthaft zurückweisen. Geschieht nun das, so mußt du deine Drohung, Jena zu verlassen, auf der Stelle in Erfüllung setzen.

Fichte. Also Jena verlassen? Aber warum; und wohin soll ich denn gehen?

Gabriel. Nach Osmannstädt, einem Dorfe und Rittersitze nicht weit von Jena. Hier lebst du einen Sommer hindurch ganz einsam und ohne alle offenbare Verbindung mit der Akademie. Durch dieses Betragen erwirbst du dir in den Augen der herzoglichen Höfe und des ganzen Publikums den Namen eines Märtyrers für die gute Sache. Selbst die Musensöhne,

 die

die dir vorher abgeneigt waren, werden mit dem größten Enthusiasmus für dich erfüllt werden. Also du gehst nach Osmannstädt?

Fichte. Ja, ich gehe.

Gabriel. Dort sprechen wir uns wieder.

Zweyte Scene.

(In Osmannstädt.)

Gabriel besucht den von Jena entflohenen Professor J. G. Fichte in Osmannsstädt. Unterredung über diese Flucht. Kleine Hegira.

Unser Gottlieb hatte den Rath seines Gebieters befolgt, hatte Jena, wo man ihm die geforderte Satisfaktion und Sicherheit nicht auf der Stelle verschaffen wollte oder konnte, verlassen, und sich auf das einige Stunden von der Universität entlegene Landgut Osmannstädt in die Einsamkeit zurückgezogen. Mit Sehnsucht harrte er hier auf die Stunde, wo er wieder

der, wie im Triumphe zurückkehren sollte. Ohne Gabriel's Geheiß wagte er's aber nicht zu thun, und er war daher sehr entzückt, als er ihn gegen Ende des Sommers wieder vor sich stehen sah.

Gabriel. Wie geht's hier in der Einsamkeit?

Fichte. Nun so, so. Ich befinde mich zwar hier nicht schlecht; aber mein Drang, nach Jena zurückzukehren, ist doch sehr groß.

Gabriel. Und wird bald befriediget werden. In dreymal drey Tagen kehrest du zurück, und wirst mit eben dem Jubel aufgenommen, wie Cicero, als er aus seinem Exil in's theure Vaterland zurückkehrte.

Fichte. Ich sehe es schon im Geiste, wie ich triumphirend in Jena einziehe!

Gabriel. Siehst du nun die guten Folgen dieser kleinen Hegira ein?

Fichte. Was ist das: Hegira?

Gabriel. Hast du denn noch nie etwas von der Hegira, oder Flucht Mahommeds gehört?

Fichte. Ach ja, ich besinne mich, etwas davon gelesen zu haben. Richtig! Jene Flucht war für den Propheten ebenfalls sehr ehrenvoll und heilsam. Er kehrte siegreich in die Stadt zurück, die ihn nicht länger in ihren Mauern dulden wollte.

Gabriel. So ist's; und so wird's auch mit dir geschehen.

Fichte. Warum nennst du es aber die kleine Hegira? Das setzt doch wol eine große voraus? Muß ich denn noch einmal fliehen?

Gabriel. Allerdings. Allein — davon kann ich dir jetzt weiter nichts sagen. Die Zeit wird's lehren. Jetzt kehre wieder in deinen Musensitz zurück, annihilire deinen Rival, den Professor Schmidt, wie ich dir schon geboten habe, freue dich deines Triumphes, und erwarte das weitere von mir und der Zukunft.

Fichte. Ich komme, siege und — erwarte.

Dritte Scene.

(In Jena.)

Gabriel erscheint Fichte dem — Atheisten. Heftige Debatten und Versöhnung. Große Hegira und Schluß.

Gabriel war, so behauptet ein großer Theil unserer neuesten Kritiker, seit dem Jahre 1796 unserm Gottlieb nicht wieder erschienen, und man kann schlechterdings keine sichern Data, woraus sich seine Abwesenheit folgern ließe auffinden. Allein dieser Behauptung müssen wir geradezu widersprechen. Wenn der Engel gleich nicht körperlich und sichtbar ihm erschien, so konnte es doch geistig und unsichtbar geschehen. Er konnte ja gegen jedes forschende Auge das strengste incognito beobachten, und nur Ihm dem Geweihten, sichtbar und — was die Hauptsache blieb — hörbar seyn.

Und zugestanden, daß es keine äußern Merkmale gebe; so finden wir doch genug innere, aus welchen sich sein Daseyn und Mitwirken auf das genaueste deduciren ließe, wenn

eine solche Deduktion überhaupt nöthig seyn sollte. Wir hoffen indeß, daß die Leser unserer bloßen Versicherung: daß er ihm wirklich, wiewohl in unsichtbarer Gestalt, erschienen sey, schlechthin Glauben beymessen werden.

Allein wie kommt's doch nur, daß seine Anwesenheit demohngeachtet von Vielen in Zweifel gezogen wird? Diese Leute müssen doch ihre Gründe dazu haben; denn anzunehmen, daß sie ohne Grund zweifelten, ist doch nicht ohne Beweis zu behaupten. Woher also jene Vermuthung?

„Ihr beruft Euch, sagen die Gegner, in Ermangelung äusserer Gründe auf die innern, und legt diesen ein großes Gewicht bey. Unter diesen innern Gründen versteht Ihr doch wohl Fichte's Schriften, aus welchen sich, wie Ihr vorgebt, der Beweis führen lasse, daß sich ihm Gabriel allerdings offenbaret habe. Nun gut, auf eben diese Schriften berufen wir uns auch und sagen: Aus der genauern An- und Einsicht derselben erhellet die Abwesenheit des Geistes am deutlichsten. Wie hätte ihm dieser Dinge eingeben können, die den Menschenverstand empören, Behauptungen,

deren

deren Ungrund ohne weiteres Nachdenken von selbst sich ergiebt, und endlich Lehrsätze, deren Unwahrheit und Unrichtigkeit er (Fichte) bald nachher einsehen und eingestehen mußte? Wollt Ihr einen Beweis dafür, so leset doch nur sein Naturrecht, und besonders die in demselben abgehandelte Lehre vom Vertrage — eine Lehre, deren grundfalsche Deduktion und Darstellung er selbst anzuerkennen genöthiget worden ist. Kann Gabriel so irren!"

Dieses Raisonnement scheint allerdings nicht ungegründet zu seyn; allein bey genauerer Ansicht der Sache ergiebt sich doch die Unrichtigkeit desselben. Es läßt sich nämlich noch ein dritter Fall denken; und geschieht das, so lösen sich alle Schwierigkeiten. Der geneigte Leser erinnere sich, daß Gabriel in der zweyten Erscheinung (in Helvetien) sagte: „Aber künftig wirst du doch zuweilen etwas allein und selbst arbeiten müssen." Hier haben wir den Schlüssel. Da der Engel nicht immer anwesend seyn konnte, so gab er unserm Gottlieb zuweilen eine kleine Elaboration, oder ein Exercitium auf. Wenn er nun

gera=

gerade nicht Zeit hatte, etwas anderes zu diktiren, so ließ er die gottliebsche Arbeit passiren, nachdem er vorher blos die gröbsten Fehler corrigirt hatte. Bey der quästionirten Lehre vom Vertrage u. a. war dies der Fall gewesen. Hinterher fand er aber doch für nöthig, die Arbeit seines Amanuensis nochmals zu revidiren, zu emendiren und zu retraktiren. So entstand die zweyte, vermehrte, verbesserte und ganz umgearbeitete Ausgabe dieser Lehre.

Wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so verschwinden alle Schwierigkeiten, die sich außerdem nothwendig aufdrängen.

Also Gabriel entzog seinem Zögling seinen Beystand so wenig, daß er ihm vielmehr in der letzten Periode seines jenaischen Lebens, von welcher wir jetzt reden wollen, öfter als je erschien. Und in der That war er, in der kritischen Lage, in welcher er sich befand, dieses Beystandes ganz vorzüglich bedürftig.

Die Leser werden von selbst vermuthen, daß wir hier von dem Zeitpunkte reden, der in der ganzen Weltgeschichte der wichtigste genannt zu

werden verdient — nämlich von der, wo unser Held des Atheismus angeklagt wurde. Die genauern Umstände dieses merkwürdigen und universalhistorischen Ereignisses sind zu neu und zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, uns bey der Aufzählung derselben lange zu verweilen.

Aber das wird wahrscheinlich Vielen unglaublich vorkommen, daß Gabriel nicht nur die als atheistisch verschrieene Abhandlungen im philosophischen Journal, sondern auch die Anklage daß sie atheistische Grundsätze enthielten, nebst allen Folgen, welche hieraus entstanden, veranlaßt habe. Und doch ist es so, meine Leser!

Gabriel war es, der den Entschluß, diesen Gegenstand zu behandeln in den Seelen der beyden Verfasser hervorbrachte, und der den ersten derselben bey der Ausarbeitung desselben die Hand führte. Gabriel war es, der den chursächsischen Kirchenrath auf die große Gefahr, die aus der Verbreitung solcher Grundsätze für die Religion, Kirche (deren Bestes dieses Collegium zu berathen hat) und den Staat nothwendig entstehen müßten, aufmerksam machte und ihn bewog, ein Prohibitons-

und

und Consiscations=Edikt dagegen beym Churfürsten auszuwirken. Gabriel war es, der den churfürstlichen Hof, und die Minister desselben dahin vermochte, ein Requisitions=Schreiben an die herzoglich=sächsischen Höfe ergehen zu lassen, Kraft dessen sich diese bewogen fühlten, die Verfasser der quästionirten Aufsätze zur Rechenschaft zu ziehen. Und Gabriel war es endlich, der unserm Gottlieb einen trotzigen Brief an den geheimen Rath Voigt in Weimar eingab, welcher die Dimission des Helden nach sich zog. Warum Gabriel das alles that? Zum Theil werden wir's aus dem nachfolgenden Dialog abnehmen können; zum Theil mochte er aber auch noch seine besondere und geheimen Ursachen haben, welche in der Seele eines Erzengels zu erforschen, nicht in den Kräften eines schwachen Sterblichen steht.

In demselben Augenblicke, wo der Held unserer Geschichte die ertrotzte Dimission von den vier nutritorischen Herzogl. Höfen, mit der größten Willfährigkeit und Schnelligkeit durch den academischen Senat erhalten hatte, trat

Gabriel zu ihm ein, und redete ihn folgendermaaßen an:

Gabriel. Liebstes, bestes Gottliebchen! Laß doch nur nicht den Muth so ganz sinken. Ich versichere dir, dieser Unfall wird dein größtes Glück.

Fichte. (in äusserster Wuth) Hebe dich weg von mir Satan! Du bist an allem Unheil Schuld, vermaledeyter Gabriel!

Gabriel. Gottlieb, du verkennst mich, du weißt nicht, was du redest!

Fichte. (mit den Zähnen knirschend und nachäffend mit den letzten Worten) Redest — — redest — o ich wollte, du wärest zum Teufel — —

Gabriel. Gottlieb!

Fichte. Geh zum Teufel! sag' ich dir; ich mag nichts mehr von dir wissen. Du bist der Urheber alles Unglücks. Warum ließest du mich mit deinen Offenbarungen nicht unangefochten? Warum drangst du dich mir auf? Hatte ich dich gerufen? Aber du wolltest mich nur in's Verderben stürzen — erst erheben, um mich denn desto tiefer zu stürzen. O du bist ein böser Geist — ich kenne dich nun — du bist der Teufel!

Gabriel. Du bist wahnsinnig! Die Dimission hat dich so angegriffen, daß du deines Verstandes nicht mehr mächtig bist. In der Wuth weißt du nicht, was du thust und sagest, und verkennst mich, deinen großen Wohlthäter — mich, der ich dich elenden Staub so erhoben habe. Ich verlasse dich jetzt, und komme nicht eher wieder zu dir, als bis du wieder zur Besinnung gekommen bist.

Der Engel ging ärgerlich über dieses unphilosophische Benehmen seines Zöglings fort, und überließ ihn den tobenden Ausbrüchen seiner Leidenschaft. Als diese sich endlich abgekühlt hatte, kehrte auch allmählich die Vernunft wieder zurück, und das erste Gefühl in diesem Zustande war bittere Reue über sein Betragen gegen seinen großen Wohlthäter. „Nie, so rief er aus, nie bedurfte ich seines Beistandes mehr, als gerade in diesen traurigen Verhältnissen — und gerade jetzt beleidige ich den erhabnen Geist auf das Heftigste im Anfall der Wuth — o ich Undankbarer, o ich Unseliger!“ So peinigte

er sich noch mit bittern Vorwürfen, als der Gütige schon wieder vor ihm stand.

Gabriel. Bist du jetzt vernünftiger?

Fichte. (fällt zur Erde nieder) Verzeihung, mein Gebieter! Verzeihung — —

Gabriel. Steh' auf! Eine solche Stellung ist unphilosophisch! Steh' auf, und sey gutes Muthes! Ich vergebe dir Alles — kein Wort mehr davon.

Fichte. O du guter, lieber, heiliger Engel!

Gabriel. Hätte ich doch nie geglaubt, daß dir eine Professur so sehr am Herzen läge, daß dich der Verlust derselben so erschüttern könnte.

Fichte. Ach, die Professur ist's nicht allein; — aber die Eigenliebe, der Ruhm, das schöne Geld — o das schmerzt!

Gabriel. Du wirst schon wieder dazu gelangen.

Fichte. Nun, ich will das beste hoffen! Aber freylich — — der verdammte Forberg ist an allem Schuld!

Gabriel. Warum denn der? Wie kannst du nur so ungerecht seyn, das zu sagen? Warum

um nahmst du denn seinen Aufsatz in dein Journal auf? Warum schicktest du ihm denselben nicht wieder zurück? Und warum schriebst du denn den deinigen als Pendant zu jenen?

Fichte. Wahr ist's freylich! Du hast Recht; er ist in gewisser Hinsicht unschuldig.

Gabriel. Ihr seyd's beyde, denn ich bin der Urheber des ganzen atheistischen Handels, und freue mich, daß ich's bin.

Fichte. Nun wahrlich, du handelst wunderlich mit uns, mein Gebieter! Wüßte ich nicht, daß du ein guter Geist wärest, bey Gott! ich hielte dich auch jetzt noch für einen bösen Dämon, für den Teufel, den Vater alles Bösen.

Gabriel. Dafür wird mich Mancher halten; und mag man's immerhin thun. Der Erfolg wird mich schon in den Augen der Welt und in den deinigen vollkommen rechtfertigen. Jetzt sey nur standhaft und treu. Handle als Mann und als — Philosoph, oder vielmehr: Handle gar nicht, bis ich dir's gebiete!

Wenn Gabriel ein Mensch wäre, so würde man sagen, daß er einen sehr unbesonnenen

 Streich=

Streich gemacht habe. Und wodurch denn? Dadurch, daß er in diesem Zeitpunkte seinen Zögling verließ, wo er bey weiten den Grad von Festigkeit und Unerschütterlichkeit nicht hatte, den er, nach dem Willen seines Gebieters haben sollte. Da es aber ein Erzengel ist, so würde eine solche Beschuldigung die größte Blasphemie seyn — und davor wolle uns Gabriel in Gnaden bewahren! Daß dieser aber, und warum er mit Gottliebs Betragen, während seiner kurzen Abwesenheit, höchst unzufrieden war, erhellet aus folgendem:

Gabriel. (zornig) Aber sage mir nur um's Himmels willen, Gottlieb, was du da für dumme Streiche gemacht hast?

Fichte. Was denn?

Gabriel. Kannst du noch fragen? Wer hieß dir denn den zweyten Brief an den Geh. Rath Voigt schreiben? Dieser Brief verdirbt Alles!

Fichte. Ey nun — ich wollte gern Professor bleiben — und da dachte ich, das wäre der beste Weg — und da schrieb ich den Brief.

Ga=

Gabriel. Mit deinem Denken! Du weißt, daß das nicht taugt. Ich hatte dir ja ausdrücklich gesagt: „Handle gar nicht, bis ich dir's gebiete!" Warum gehorchtest du nicht?

Fichte. Ja — ich dachte — ich. — Aber was liegt denn auch daran? Ich habe ja meine Absicht doch nicht erreicht, und nun bin ich ja wieder da, wo ich vor der Abfassung desselben war.

Gabriel. Wohl dir, wenn's so wäre! Aber so ist's leider nicht! du hast unendlich durch diesen Schritt verloren.

Fichte, Das kann ich nicht begreifen.

Gabriel. Ich aber. In der Achtung des Publikum's bist du tief gesunken. Den ersten Brief, den ich dir eingab, billigten Viele zwar auch nicht, und hielten ihn für einen Beweis deines heftigen, ungestümen, aufbrausenden, störrigen Charakters. Allein zugleich ehrte man auch deine Festigkeit und deinen Muth. Das ist doch ein Mann, sagten die meisten, der Muth hat, der die Stirn darbietet — — aber nun. — Sieh nur, was das für ein Kontrast ist: „Ich darf nicht (einen Verweis demüthig hin-

hinwegnehmen.) Mein Benehmen in dieser ganzen Sache, von Anfang an bis hieher, ist, meiner innigsten Ueberzeugung nach, nicht nur tadellos, sondern preiswürdig, und es ist verächtlich, das preiswürdige, sey es an uns selbst, oder an andern, öffentlich schelten zu lassen, in wie weit es an uns liegt, den Tadel desselben abzuwehren*)" — und nun den zweyten Brief, worin du erklärest: daß du den dir decretirten Verweiß doch demüthig hinwegnehmen wollest. O wie inconsequent und schwach erscheinst du nicht da!

Fichte. Ich kann ja doch aber sagen: ich hätte blos einen Verweis gemeint, der meine Lehre beträfe, und ich habe das wirklich gesagt.

Gabriel. Im ersten Brief ist ja aber ausdrücklich vom Benehmen die Rede, welches nicht nur tadellos, sondern auch preiswürdig genannt wird.

Fichte. Ach, ich war so unmuthig über mein Schicksal, als ich das Billet schrieb! Mehrere

*) S. Fichte's ersten Brief an den geh. Rath Voigt in Weimar, von 22. März. National-Zeitung der Deutschen 1799. Nr. 19.

rere meiner Collegen und Freunde hatten mir aufs feyerlichste versprochen, mit mir das Schicksal zu theilen und Jena gleichfalls zu verlassen. In Rudelstadt wollten wir denn eine neue philosophische Pflanzschule anlegen. Diese neue Colonie sollte für Jena das werden, was Halle für Leipzig war. Ueber diese schönen Aussichten war ich ganz begeistert — aber ach! nun kam das fatale Rescript, worin auch ihnen, auf ihr Gesuch, die Dimission mit gleicher Willfährigkeit zugestanden wurde. Das war ihnen ein Donnerschlag, denn sie hatten blos schrecken, nicht auswandern wollen. Nun stürmten sie mit Bitten auf mich los, daß ich sie, daß ich mich selbst nicht einem ungerechten Schicksal preisgeben möchte; und dieses Andringen und Bestürmen veranlaßte den unglücklichen zweyten Brief.

Gabriel. Schlimm, sehr schlimm! Wo blieb denn deine berühmte Spontaneität und mein ausdrücklicher Befehl?

Fichte. Ach leider hatte ich an beyde nicht gedacht!

Gabriel. Schlimm genug! Doch was hilft's? Die Sache läßt sich nun einmal nicht ändern, und zu einem bösen Spiele muß man gute Miene machen. Ich will alles Mögliche thun, um die üblen Eindrücke, die dieser Schritt gemacht hat, wieder auszulöschen. Meine Absicht war, daß deine Absetzung deine Apotheose werden sollte; das wird nun wol nicht geschehen können. Indeß will ich mir Mühe geben, daß du nicht ganz ruhmlos endest.

Fichte. O mein Gebieter, gieb mir doch Aufschluß über mein künftiges Schicksal!

Garbiel. Das steht nicht in meiner Macht Nur verzage nicht, trau auf meinen Schutz, nnd befolge pünktlich meine Befehle. Jetzt beginne deine große Hegira. Sie wird sich ebenso glorreich enden, als Mohammeds Flucht. und die philosophische Welt von diesem Tage an eine neue Aera beginnen.

Fichte. Es geschehe also! es geschehe also!

Und der Engel schied von ihm.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Augusti, Johann Christian Wilhelm,

Die Erscheinungen des Engels Gabriel Oder: der Engel Gabriel und Johann Gottlieb Fichte

[Leipzig] 1799

Ph.u. 248 b#Beibd.1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046039-7
VD18 14640872-001